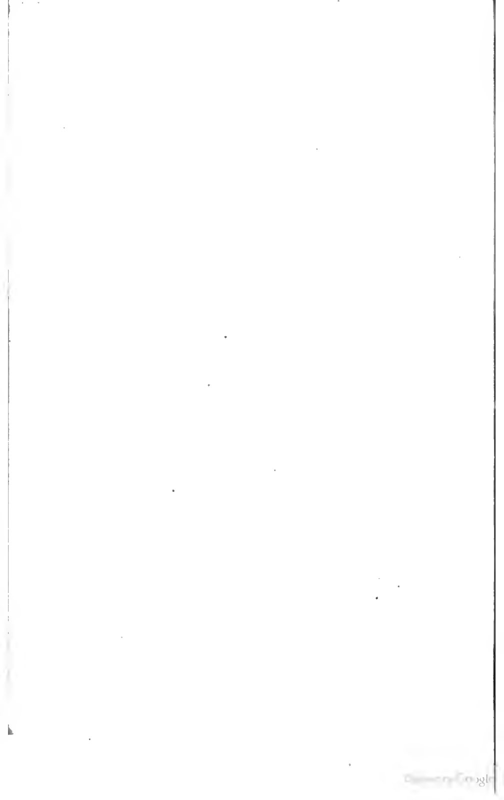

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575560 7









Heinz Tovote

Der letzte Schritt

Roman

Siebente Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1903



Der letzte Schritt



Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum März 1903 erschienen:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch. Berliner Roman . .	16. Auflage
Mutter! Roman	8. Auflage
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman	9. Auflage
Das Ende vom Liebe. Roman . . .	12. Auflage
Frau Agna. Roman	10. Auflage

Jeder Band geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Der letzte Schritt. Roman	7. Auflage

geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Der Erbe. Roman	8. Auflage
Fallobst. Wurmstichige Geschichten . .	10. Auflage
Ich. Nervöse Novellen	12. Auflage
Heimliche Liebe. Novellen	18. Auflage
Heißes Blut. Novellen	14. Auflage
Abschied. Novellen	11. Auflage
Die rote Laterne. Novellen	7. Auflage
Die Leichenmarie. Novellen	7. Auflage
Yvette, von Guy de Maupassant. Uebersetzung	6. Auflage

Jeder Band geh. M. 2; geb. M. 3.



Heinz Tovote

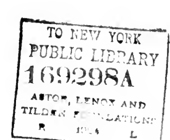
Der letzte Schritt

Roman

Siebente Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1903


TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
169298A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Der Untersuchungsrichter blätterte mechanisch in dem Aktenstücke, das vor ihm lag.

Dann nahm er den goldgeränderten Kneifer vom Tische, setzte ihn langsam auf, sah dem Manne, der voller Erregung, mit leicht gerötetem Gesichte vor ihm stand, scharf in die Augen und fragte, jedes Wort betonend:

— Sie wollen also nicht gestehen? — Ich rate Ihnen dringend dazu. Mit nutzlosem leugnen verschlimmern Sie nur Ihre Lage, die absolut rettungslos ist.

— Aber wie kann ich etwas eingestehn, was ich garnicht getan habe!

— Sie geben doch zu, daß Sie um fünf Uhr in dem Hause waren.

— Ja. Es war mein erster Gang nach meiner Entlassung. Ich habe auch an der Tür geklingelt, — aber es hat niemand geöffnet.

— Gegen neun Uhr ist die Tat entdeckt, weil der

Rauch sich auf dem Treppenflure bemerkbar machte; gegen zehn Uhr sind Sie auf der anderen Seite der Straße gesehen und haben gefragt, was los sei, als die Feuerwehr vorm Hause stand und die Straße gesperrt wurde. Der Zeuge, der sich gemeldet hat, bekundet, daß Sie sich in großer Aufregung befunden haben.

— Ja. Ich war noch einmal da.

— Was wollten Sie dort? — Der Kriminalbeamte, der bei Ihrer früheren Verhaftung tätig gewesen, hat Sie gleichfalls erkannt, nur noch keine Ahnung gehabt, daß es sich um Ihre frühere Begleiterin bei Ihrem Fluchtversuche nach Frankreich handelte. Zwei Tage später sind Sie dann verhaftet worden und haben den Beamten den heftigsten Widerstand geleistet. Weshalb haben Sie sich so gesträubt, wenn Sie unschuldig waren?

— Weil ich nichts getan habe, weil es ein brutaler Ueberfall war . . .

— Ich bitte, — der Haftbefehl war ordnungsmäßig erlassen. Die Hauptsache ist: Sie haben gegen sechs Uhr in der Weinhandlung von Friedrich eine Flasche Sekt gekauft.

— Nein!

— Der junge Mann, der Sie Ihnen verkaufte, hat Sie mit Bestimmtheit wieder erkannt.

— Das ist ein Irrtum. Ich habe das Geschäft

nicht betreten; ich wüßte auch nicht, wie ich dazu kommen sollte, Wein zu kaufen. Ich hatte ja nur eine ganz geringe Summe bei mir.

— Die Flasche, nebst zwei Gläsern, hat noch auf dem Tische gestanden. Sie haben in dem Zimmer Briefe gefunden, in denen für Sie der Beweis lag, daß Ihre ehemalige Braut Ihnen inzwischen nicht treu geblieben war; unter dem Eindrucke der noch ungewohnten berauschenden Getränke und in einem Anfalle sinnloser Eifersucht haben Sie die Tat begangen.

— Das ist nicht der Fall. Ich höre das alles nun schon so oft von Ihnen, aber kann immer nur wiederholen: daß ich mit der ganzen Sache nichts zu tun habe, garnichts! —

— Sie haben dann die Lampe zerschlagen, um den Glauben zu erwecken, als handle es sich um einen Unglücksfall; es hätte leicht sein können, daß Ihnen diese Absicht geglückt wäre, wenn der starke Qualm die Bewohner der oberen Etage nicht aufmerksam gemacht hätte.

— Wozu quälen Sie mich so? Ich bin unschuldig!

— Sie haben die Frau geliebt.

— Ja! —

— Sie wollten sie heiraten?

— Ja, aber dann drohte die Entdeckung meiner Beziehungen zum Ausland und ich mußte fliehen.

1*

— Sie haben Festungspläne an Frankreich ausgeliefert? . .

— Ja!

— Sie wollten sich damit Geld verschaffen, um Ihre Braut heiraten zu können. Die Mutter hatte die Einwilligung versagt; später sind Sie geflohen, und zwar in Gemeinschaft mit Ihrer damaligen Braut.

— Ja.

— Sie ist dann von ihrer Mutter nicht wieder aufgenommen.

— Soviel ich weiß, nein.

— Sie haben diese neue Tat also aus Eifersucht begangen, wie Sie damals aus Liebe zu dem Verrat militärischer Geheimnisse gekommen sind. — Aber so geben Sie es doch zu! Es ist der einzige mildernde Umstand, der für Sie in Betracht kommt. Verscherzen Sie sich doch nicht alles. Es hilft Ihnen nichts! . . Die Beweise Ihrer Schuld sind einfach erdrückend.

— Ich schwöre Ihnen, daß ich unschuldig bin! . .

Der Untersuchungsrichter zuckte mit den Achseln, dann erhob er sich, ging ein paarmal vom Tische bis zu dem vergitterten Fenster auf und ab, und blieb erst stehen, als die Tür sich öffnete und der Oberstaatsanwalt in das Zimmer trat.

Er grüßte und sagte, indem er ein ziemlich starkes Heft auf den Tisch legte, leise:

— Lassen Sie es gut sein für heute, Herr Kollege, und den da bitte abführen. —

Als der Untersuchungsgefangene fort war, sagte er, fein lächelnd:

— Ich glaube, lieber Herr Kollege, wir waren diesmal doch auf falscher Fährte, wenn nämlich dies hier, wie ich kaum bezweifle, die Wahrheit enthält. Nehmen Sie sich dieses Schriftstück mit nach Hause, es ist die Geschichte zweier ganz hysterischer Menschen; und sagen Sie mir, was Sie davon halten. Ich habe bereits die nötigen Telegramme abgesandt. Bis morgen werden wir Aufklärung haben, und Sie lesen es wohl heute noch durch, dann wird sich ja zeigen, was zu tun ist. Bitte schön! . . Guten Abend! . .

— 'n Abend, Herr Oberstaatsanwalt. —

Der Untersuchungsrichter verbeugte sich, besah das Packet von allen Seiten, räumte seine Akten ein, und ging eilig den kurzen Weg vom Gefängnis zu seiner nahen Wohnung.

Dann schnürte er hastig das Packet auf, blätterte in den eng beschriebenen, losen Seiten der Schrift; und nachdem er es sich an seinem Schreibtische bequem gemacht hatte, fing er an zu lesen:

Das Fenster steht weit auf, und die warme weiche Nachtluft kommt herein, mit langsamen Fluten.

Der helle Vollmond hängt am Himmel; zuweilen gleiten durchsichtige weiße Wölkchen wie die Fetzen eines zerrissenen Schleiers an seiner runden Scheibe vorüber, dann legt sich ein matter Schatten über den Rasen des Gartens und über die Kronen der hohen Bäume, die wie stilisiert sich in dem abrundenden Lichte des Mondes vom Himmel abheben.

Ein Duft von Flieder schwebt in der Luft, und es scheint, als ob selbst die weißen und roten Kerzen der breitblätterigen Kastanien einen süßen Hauch verbreiten.

In die Stille der Nacht klingt von fern ein leises glockenhaftes rufen, ein schluchzen und locken, das aus der Tiefe herauf kommt, — eine ferne Nachtigall.

Nun schlägt hart und kalt die Uhr vom Giebel

des großen Hauses, in das ich vor drei Tagen mich geflüchtet habe. —

Kein Wort der Frage hat der Freund an mich gerichtet. In seinem Asyle, wo allerhand Menschenschicksale zusammenströmen, hat er mich ohne Neugier aufgenommen.

Ich brauche Stille und Einsamkeit, denn ich muß Zwiesprache halten mit mir selbst.

Niemand weiß, wer ich bin, niemand soll es erfahren. Das ist die einzige Bedingung, die ich gestellt habe.

Ich fühle mich in Sicherheit, wie auf einer einsamen Insel, an die kein Schiff anlegt.

So einsam liegt das Haus Maria, obgleich es nur eine Viertelstunde bis zur nächsten Station ist, und manchmal am Abend der ferne Pfiff einer Lokomotive vom Tal herauf in unsere Stille klingt. —

Ein Bann ist von mir genommen, ich sehe die Welt wieder mit meinen Augen, ich weiß wieder, wer ich bin und was die Welt ist.

Ich habe mich frei gemacht! — gewaltsam habe ich meine Freiheit mir erkauft, mir erzwungen. —

Wenn ich mich frage: was nun? — oder zurück sinne, dann flutet es durch einander, lauter Nebelgebilde, die nicht zu greifen sind, die zwischen den Fingern zerflattern.

Deshalb will ich schreiben, damit ich sagen kann: So ist es! — so war es; und dann kann ich vielleicht am Schlusse sagen: So wird es werden! —

Der Anfang meiner Geschichte ist furchtbar alltäglich; nichts unterscheidet sie vom herkömmlichen: die Geschichte eines jeden jungen Mannes, — und es hätte alles verlaufen können, wie es das meist zu tun pflegt. . . .

Ich habe oft nachgedacht, wo und wie ich mit ihr zusammen gekommen bin.

Das liegt so fern, über drei Jahre, da ich sie zum ersten male gesehen habe, gesehen, ohne das Gefühl, daß dieses Wesen einen solchen Einfluß auf mich ausüben könnte. —

Es war in einem der großen philharmonischen Konzerte, als mir das Gesicht auffiel.

Ich hatte auf meine Umgebung nicht geachtet. Ich war so gefangen von der Musik, war so ergriffen, daß ich kein Glied rühren konnte.

Auch hatte ich keine Lust, meinen Platz zu verlassen und mich unter all den fremden Menschen herumzudrücken, die in der Pause ihr Butterbrot voller Gemütsruhe aßen und dazu ihr Glas Bier tranken.

Alles in mir zitterte; ich war aufgewühlt, und hätte

selbst mit dem besten Bekannten kein Wort wechseln können.

Ich mußte aufstehen, um Leute an mir aus der Reihe heraus zu lassen. —

Da sah ich sie . . . .

Auf der andern Seite saß sie mit einer älteren, vornehm aussehenden Dame.

Immer wieder zog mich das Gesicht an, ein schmales blasses Antlitz, von dunklen Haaren reich umgeben, und ein paar tiefe Augen, die seltsam starr sahen.

Um die Schultern trug sie irgend etwas Helles, matt in der Farbe, sodaß sich der Kopf mit den dunklen Haaren scharf abhob.

Zweimal wandte sie sich zu ihrer fragenden Begleiterin, um ihr mit einem Kopfnicken Antwort zu geben, dann blickte sie vor sich hin, bald hinauf zum Orchester, wo die Mitglieder sich wieder ansammelten, bald auf das Programmheft, das sie mit lässigen unbehandschuhten Händen im Schoße hielt.

Von oben, von den hängenden Lichtkugeln kam eine angenehme Helle, an den Pfeilern der Logen und den Balkons glimmten die gelben Tupfen der Glühlichter; und das Gold leuchtete in dem Resedagrün, das dem Raume etwas so feines und stimmungsvolles giebt.

Ich ging unter das Abend-Publikum, seit ich anfing bekannter zu werden, seit ich hoffen konnte, daß auch von mir einmal ein Werk in diesem Saale seine Aufführung erleben würde.

Früher war ich in die Generalproben gegangen, die ich für künstlerischer hielt; oder ich kaufte mir ein simples Eintrittsbillet und stand eingepfercht hinter den Logen und den großen Pfeilern, die einem jeden Blick auf das Orchester nehmen, daß man nur mit Mühe ein paar Musiker zu sehen bekommt.

Dieses lange stehen war schrecklich, — und dann, daß mir das Gesichtsfeld so begrenzt war, und ich hatte keinen Genuß mehr davon. Deshalb ging ich jetzt in den Saal.

Auch wuchs in mir das Gefühl für Vornehmheit, ich sonderte mich immer gern ab und lief nicht mit der Herde, suchte meine eigenen Wege, ganz wie in meiner Kunst. Ich fühlte, darin lag meine Stärke.

Ich hatte keinen Menschen, aber auch keinen, der an mich glaubte, oder an den ich hätte glauben können.

Fremd war ich nach Berlin gekommen, und fremd war ich in dieser schrecklichen Stadt geblieben.

Ich mußte bleiben, — denn ich wollte lernen. Erst mußte ich die ausgetretenen Wege kennen, die die anderen vor mir gegangen waren. Nicht ins blaue hinein wollte ich rasen — ich hatte meine Pläne, die ich verfolgte; wollte vor allem lernen, was man zu meiden hatte.

Ich weiß nicht mehr, was an jenem Abend solchen Eindruck auf mich machte, ich glaube es war eine Dichtung von Richard Strauß. Ich kann mich aber auch irren, und es war irgend ein altes Meisterwerk, das Nikisch wieder aufleben ließ.

Alle meine Sinne waren erregt, sodaß ich mich erhoben fühlte, — wie von einem gewaltigen Strom hinweggeführt in das uferlose Meer. . . .

Da fühlte ich zwei Augen, die mich eine Sekunde lang anstarrten.

Ich schrak auf und suchte. —

Der kurze Blick war mir nicht angenehm gewesen, etwas fremdes war eingedrungen. Ich schämte mich der hochfliegenden Pläne, die als Zukunftsbilder an mir vorbeigehuscht waren; ich wußte wieder, daß ich in der Philharmonie in der Bernburgerstraße saß.

Ich mußte hinüber sehen, wie sie dasaß, mit den etwas wilden dunklen Haaren; und was ich auch tat, ich konnte die Blicke nicht abwenden, immer sah ich sie — immer das weiße Gesicht, trotzdem sie mir nun bis zum Schlusse den Rücken kehrte.

Ich setzte mich seitlich, versuchte meine Aufmerksamkeit auf die Musik zu konzentrieren, es war nicht möglich. —

Es muß einen Zusammenhang zwischen den Menschen geben, etwas was sie zwingt und von Ge-

burt an in ihnen liegt, daß man so zu einander hingezogen wird.

Die Person vor mir beschäftigte mich von dem Momente, da mein Auge auf sie gefallen war; nichts im ganzen Saale interessierte mich mehr, ich hörte nichts mehr, sah keinen Menschen, nur diesen kleinen Kopf mit den etwas wirren Haaren.

Ich machte mir sonst das Vergnügen, zu erraten, was jemand, der mir aufgefallen war, wohl sein könne; diesmal kam mir ein solcher Gedanke garnicht.

Ich mußte zu ihr hinsehen — damit war ich vollauf beschäftigt. Nichts daneben interessierte mich.

Das Konzert war zu Ende. —

Beifallklatschende Menschen schoben sich vor mir zusammen, und nahmen mir den Blick.

Irgend jemand auf dem Podium verbeugte sich wieder und wieder.

Ich hatte den Wunsch, sie in der Nähe zu sehen, versuchte mich durchzudrängen, stieß hier eine Dame, trat dort einer auf die Schleppe, aber ich kam nicht vorwärts; und so ging ich meine Garderobe holen. Wartete geduldig, bis man mir die Nummer abnahm, sah auf der andern Seite nach, um mich zu gewissern, daß sie fort waren — dann erst ging auch ich. —

Draußen war eine bitterliche Kälte; die Straßen leer gefroren, von jener Sauberkeit, die bei starkem Frost

eintritt; den Kragen hochgeschlagen ging ich dem Potsdamer Bahnhofe zu. Am Platz wartete ich auf meine Bahn, als ich sie plötzlich neben mir sah, die ich vorhin vergebens gesucht hatte.

Ein großer Mantel verhüllte sie völlig, der Kragen und ein großer Pelzhut mit Schleier verdeckten das Gesicht; aber ich wußte, daß sie es war.

Von ihrer Gestalt war nichts zu sehen, nur, daß sie fast so groß sein mußte wie ich.

Ein Wagen kam, und als sie einstieg, fand ich auf dem Hinterperron Platz. Die ältere Dame war noch immer bei ihr.

Jedenfalls wollte ich erfahren, wo sie wohnte.

Am Nollendorfplatze stiegen sie aus und bogen rechts zur Motzstraße hinüber, wo sie im dritten Hause verschwanden.

Ob sie eine Ahnung hatte, daß ich ihnen gefolgt war, weiß ich nicht.

Umgesehen hat sie sich nicht, auch nicht, als sie die Tür aufschlossen. —

Dann ging ich mechanisch die wenigen Schritte bis zur Kurfürstenstraße nach Hause. —

Es war behaglich warm in meinen beiden bescheidenen Zimmern, die ich mir, so gut es ging, wohnlich gemacht hatte durch allerhand bequeme Stühle,

mit denen ich meiner Wirtin banale Einrichtung ummodelte; mit den alten Stichen an der Wand und dem großen Flügel, den ich aus dem Hause der Eltern mitgenommen hatte, als ich in die Ferne zog. Sie waren inzwischen beide gestorben; die Sachen wurden verkauft, nur ein paar Stücke waren bei einem Spediteur in der Heimat geblieben, bis ich Verwendung dafür finden würde.

Es war weniger Geld da, als alle gedacht hatten; nur soviel in allerhand Papieren, daß ich eben ohne Sorge leben konnte, da ich ja mein Teil hinzuverdiente.

So konnte ich ganz meiner Kunst leben, und das tat ich. Kein anderes Interesse brachte mich davon ab; es gab nichts, was mich lockte.

Am wenigsten die Frauen. —

Wenn ich ehrlich sein soll, so habe ich mich immer vor ihnen gefürchtet. Die Begierde, sie kennen zu lernen, hat mich gepeinigt, daß ich vor Sehnsucht verging — die Furcht, mich lächerlich zu machen, zu verraten, daß ich noch keine von ihnen kannte, hielt mich zurück.

Niemand wußte das. Einmal, unter dem Einflusse eines Weinabends, wollte ich mich verleiten lassen, — aber im letzten Augenblicke lief ich davon, als habe ich ein Verbrechen begehen wollen. Ein Ekel faßte mich; die Frau, die mich angesprochen hatte, widerte mich an,

ihre Ausdrücke erschreckten mich in ihrer Rohheit — und so ließ ich sie.

Dann habe ich den Versuch nicht wiederholt.

Dabei las ich gern von erotischen Dingen, meine Phantasie spielte damit in müßigen Stunden. Am Klavier, während die Töne unter meinen Fingern wuchsen und schwollen, malte ich mir allerhand Abenteuer, wie ich sie für wahrscheinlich hielt — ich sah lockende Frauenkörper vor mir schweben, und kannte doch nur bildliche Darstellungen, aber nichts vom Leben.

In jener ersten Zeit war alles, was ich schuf, unterdrückte Liebe; eine brennende Sehnsucht, die sich wie von selbst in Musik umsetzte. —

Als ich daheim nun die Lichter angezündet hatte, riß es mich förmlich an den Flügel — allein es war spät, und das wilde Heer von Melodieen, das mich durchtobte, durfte nicht laut werden.

Ich saß vor dem Flügel, die Finger lagen auf den Tasten, ganz, ganz fein einmal ein paar Töne, aber ich hörte, was mir durch den Sinn ging, anfangs seltsam geheimnisvoll, dann ein ringen und sehnen, eine wahre Qual des Verlangens; und da kam eine Melodie, — immer wieder tauchte sie auf, immer festere Gestalt gewann sie, dann riß ich ein Notenblatt her und schrieb und strich, und suchte, ob ich mich auch nicht täuschte:

denn es war mir schon ergangen, daß am anderen Tage irgend ein musikalischer Unsinn auf dem Papiere stand, der nichts mit dem zu tun hatte, was mir im Ohre geklungen.

Eine Fülle von Tönen strömte über mich hin, als sei die Schleuse eines Stauwerkes geöffnet, oder ein ruhig liegender See habe seine Dämme durchbrochen und überflute nun das ganze Land.

Bis tief in die Nacht saß ich und schrieb. —

Dann schlief ich nicht; hundertmal wollte ich aufstehen, um weiter zu schreiben — aber ich wußte, es tat nicht gut; und so bezwang ich mich und wartete bis zum andern Morgen.

Und immer ging im Halbtraum der dunkle Kopf des bleichen Mädchens durch meine Phantasieen. —

Endlich, endlich, war es so weit, daß ich mich an den Flügel setzen konnte.

Da fand ich, daß alles gut war, während ich sonst meist Ekel empfand und garnicht hören konnte, was ich tags zuvor auf das Papier geworfen hatte.

Das brauste und klang; und ich hatte Lust, eine große Sache daraus zu machen: „Sintflut“ betitelt. Das habe ich auch später getan, und das opus ist entschieden eines meiner allerbesten.

Den ganzen Tag saß ich darüber und den folgenden und alle Tage der nächsten beiden Wochen, in denen diese seltsame Stimmung vorhielt. —

Ein paar mal ging ich durch die Motzstraße, hätte mich gern beim Portier erkundigt, aber dazu fand ich keinen Mut, weil ich nicht wußte, unter welchem Vorwande ich das tun sollte, und so unterließ ich es.

Aber das Gesicht vergaß ich nicht. Mitten in einer Unterhaltung, mitten in meinem Spiele tauchte der dunkle Mädchenkopf auf; die Augen starrten mich an, so brennend, manchmal so böse, daß ich darüber erschrak.

Als ich mit meiner Sintflut fertig war, und sie zum ersten male in der endgiltigen Fassung spielte, sahen sie mir über die Schulter; nur wenn ich hinblickte, waren sie verschwunden; aber mir war, als fühlte ich den Atem an meiner Wange und das dunkle Haar streife meine Stirn. —

❦

So waren drei Wochen vergangen, als ich sie wiedersah.

In einem kleinen Saale der Friedrich Wilhelmstraße gab ein Bekannter, der eine Musikschule leitete, ein Konzert, und zwei Lieder von mir wurden von den Schülern gesungen.

Es war eine Art Familienkränzchen, bei dem Verwandte und Bekannte der angehenden Künstler wahllos mit Beifall überschütteten, was da verbrochen wurde.

Meine Kleinigkeiten fanden eine so gute Wieder-gabe, daß ich meine Freude hatte.

Ich war in den Hintergrund des Saales gegangen; dahin kamen allerlei Freunde, und als einer laut meinen Namen sagte, sah ich plötzlich neben mir den dunklen Kopf; und ein Herr, der mich eben begrüßt hatte, verbeugte sich vor ihr, und schien ihr auf eine Frage zu bestätigen, daß ich es sei, und dann stand ich neben ihm und wurde ihr vorgestellt, aber ihren Namen verstand ich nicht, nur daß sie Violine spiele.

Ein feiner Duft von Heliotrop wehte mir entgegen, den ich tief einsog.

Sie sagte irgend etwas über meine Musik, und ich antwortete, dann mußte ich still sein, denn eine Dame rief laut ihr Pst! und ein Solist spielte ein Uebungs-stück auf einer schlecht gestimmten Geige.

So war ich zum schweigen verdammt.

Sie wies auf ein paar leere Stühle vor uns, und ich setzte mich, nicht unmittelbar neben sie, sondern ich ließ einen Platz zwischen ihr und mir frei.

Nun konnte ich sie mir ansehen und mit Muße betrachten, wie sie so sicher und elegant dasaß.

Ich glaube nicht, daß sie das war, was man schön nennt. Dazu waren ihre Gesichtszüge nicht ruhig genug. Die dunklen Brauen ganz gerade und fast zusammengewachsen. —

Groß war sie, daß sie gut zu mir paßte. Schlank und dabei doch voll in der Brust, eine hübsche Figur, in der ein werbender Reiz lag.

Das Profil schien mir vor allem überaus fein.

Und dann ihre Hände, ganz blasse, durchsichtige Finger, so schmal und lang, so suggestiv, daß ich sie immerzu ansehen mußte.

Heute war sie schwarz gekleidet, sodaß sie noch blasser aussah.

Aber grade das reizte mich. Ich mochte niemals diese geistlosen, runden Apfelgesichter mit roten Bäckchen.

Die hellgrauen Augen blickten seltsam schwermütig, als könnten sie eine Geschichte erzählen.

Ueber dem ganzen Antlitze lag etwas von einer traurigen Jugend, etwas gedrücktes und dabei doch ein Stolz und Hochmut, der frappierte. —

Der Jüngling hatte aufgehört, seine arme Geige zu malträtieren, und nun wandte sie sich mit dem leichten rauschen ihrer Röcke zu mir und lächelte. Sie konnte lächeln. Aber es war Spott, ein verächtliches verziehen der Mundwinkel, daß es mir weh tat.

— Schön war das nicht, sagte ich, nur um etwas zu äußern.

— Gewiß nicht. Es war scheußlich, trotzdem die Leute applaudieren, als solle der arme Mensch was zugeben.

— Das tut er hoffentlich nicht.

— Nein, er kann es nicht, denn er hat es noch nicht über dies eine Stück gebracht.

Ich lächelte — dann stockte das Gespräch.

Es standen noch drei oder vier Nummern auf dem Programm, jedesmal sprachen wir ein Wort darüber, aber näher kamen wir uns nicht, weder mit den nichtssagenden Redensarten, noch auch körperlich.

Der leere Stuhl blieb zwischen uns. . . .

Dann war die Geschichte aus, und sie wollte fort, trotzdem sich ein Tanzvergnügen an den musikalischen Genuß anschließen sollte.

Sie tanzte sonst gern, aber heute mochte sie nicht, hatte Kopfschmerzen.

Ich bat, ob ich sie vielleicht nach Haus bringen durfte. Das nahm sie an, nachdem ich meinem Bekannten versprochen hatte, zurückzukommen.

So ging ich mit ihr das kurze Stück über die Herkulesbrücke, den Lützow- und Nollendorfplatz.

Ich fragte, ob sie bei Verwandten lebe?

Nein, die Dame, mit der ich sie gesehen hatte, bei der wohnte sie. Eine Majorswitwe, die ihr alle Tage predigte: sie solle sich ja nicht mit einem Musiker einlassen. Das seien gewissenlose, leichtsinnige Menschen, vor denen man sich in acht nehmen müßte.

— Sie sehen, sagte sie, der gute Rat hat bei mir nicht viel genützt. Ich rede mit Ihnen und lasse mich sogar ohne Furcht nach Hause bringen. Ich wiederhole Ihnen sogar, daß Ihre Sachen mir ausgezeichnet gefallen haben, und ich möchte sie gern singen; wo sind sie erschienen? —

Ich sagte es ihr, und fügte hinzu, es würde mir eine besondere Freude sein, sie ihr schicken zu dürfen. Wenn sie das überhaupt annehmen würde.

— Ich glaube zwar, Frau Major würde es schwerlich billigen, aber ich habe keinen Grund, Ihre Freundlichkeit abzuweisen. Aber Sie müssen auch ein Wort hinein schreiben.

— Selbstverständlich — aber dazu muß ich Ihren Namen genau wissen. Wie schreiben Sie sich denn?

— Ganz wie ich mich ausspreche.

— Ja, ich — Sie müssen entschuldigen, aber ich habe Ihren Namen gar nicht verstanden.

— Eschen! Das ist doch nicht schwer zu schreiben.

— Nein, gewiß nicht — aber den Vornamen muß ich auch wissen.

— Das können Sie: Maria!

— Ich danke Ihnen.

— Und Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen? —

— Nein, gewiß nicht. Meine Hand darauf.

Einen Augenblick fühlte ich ihre behandschuhten Finger in meiner Hand, dann fiel die schwere Haustür zu.

Allein ich schlug nicht den Weg nach dem Konzertlokale ein, wo jetzt getanzt wurde, sondern lief planlos wohl eine Stunde durch die Straßen. —

Etwas alltäglicheres, als diese Unterhaltung, die ich mit Fräulein Maria Eschen gehabt hatte, konnte es kaum geben, und doch lag für mich ein eigenartiger Reiz darin.

Es war ein neues, das in mein Leben trat.

Als ob eine Tür sich aufgetan habe, und ich herausträte aus einem engen Hause in das Freie, wo Farben waren und Sonne und Bewegung in allem, worauf mein Auge fiel.

Und diese Stimmung verdichtete sich zu der symphonischen Dichtung, die ich in diesen Tagen schrieb: „Maria“, mit dem Untertitel: Eine Danksagung.

Kein Mensch hat gewußt, was er damit anfangen sollte; aber seine Wirkung hat dies Werk so wenig verfehlt, wie die vielen andern, die ich in dieser Zeit schrieb.

Es war die fruchtbarste Epoche meines Lebens.

Jetzt erst wußte ich, daß ich was konnte! . .

Durch *sie* habe ich schaffen gelernt, aber sie war es auch, die all meine Schöpferkraft wieder zerstört hat.

❦

Am anderen Tage überlegte ich, ob ich ihr meine Lieder selbst bringen sollte.

Die Frau Major stand wie ein Racheengel an der Pforte, und obwohl ich zweimal vor dem Hause war, unterließ ich es, hinaufzugehen, und schickte die Lieder mit der Post.

Nun wartete ich auf Antwort, aber der erste Tag verstrich, — der zweite und dritte — ich bekam keine Nachricht, ob sie die Sendung erhalten hatte.

Am vierten war ich ganz unruhig; ich hatte schon, ohne sie abzuschicken, drei Briefe geschrieben, den ersten ganz ungeduldig, daß er fast beleidigend war, den zweiten sanfter, aber den dritten in voller Verzweiflung; und schon wollte ich ihn absenden, als endlich am Abend eine Zeile kam.

Die Schrift war so seltsam, gewollt eigenartige Buchstaben und ganz lateinisch geschrieben, daß ich kaum auf den Gedanken gekommen wäre, er könne von einer Frau sein.

Ich riß den Brief auf, daß das Kouvert in Fetzen ging, und da stand nichts als: Sehr geehrter Herr! Ich danke Ihnen bestens für Ihre freundliche Zusendung. Entschuldigen Sie, aber ich kam nicht früher dazu, Ihnen zu schreiben. Mit hochachtungsvollem Gruße Maria Eschen.

Ich wußte nicht, sollte ich enttäuscht sein oder darüber lachen, daß ich mehr erwartet hatte.

Kein Grund, weshalb sie nicht gleich geantwortet hatte; kein Wort über die Lieder, nichts als einen hochachtungsvollen Gruß.

Mit hochachtungsvollem Gruße Maria Eschen.

Das sagte ich mir am Tage wohl ein paar hundert mal, das summte mir beständig in den Ohren, bis es mir schließlich zu Musik wurde. —

Jeder Gedanke an dieses Mädchen wurde zu Musik.

Meine „Maria“ war fertig, und ehe ich sie selbst wiedersah, war das Manuskript schon bei meinem Verleger.

❦

Ich lief in alle Konzerte, aber ich traf sie nicht; ich ging zu allerlei Bekannten und forschte sie aus.

Ganz beiläufig kam ich mit der Frage: Kennen Sie zufällig ein Fräulein Eschen? —

Niemand wußte was von ihr, bis ich einmal im Café jenen Kollegen traf, der sie mir vorgestellt hatte.

Von dem erfuhr ich, daß sie Violinstunde bei dem und Gesangunterricht bei jenem hatte.

Da habe ich sie endlich getroffen, als sie von der Stunde kam, aber sie war nicht allein, ging mit einem anderen Mädchen, das auch eine Notenrolle am Arm trug.

Ich folgte ihnen in der Hoffnung, daß Maria ein Stück Weges allein gehen würde; es kam nicht dazu;

die andere brachte sie bis an das Haus, und die Gelegenheit war verpaßt.

Da faßte ich endlich Mut und fragte bei ihr an, ob sie vielleicht zu einem der Wüllnerabende gehe. Ich möchte gern hören, ob ihr meine Lieder noch so gut gefallen hatten, wie an jenem Konzertabend. Ich würde mir, da es mein Weg sei, ein Vergnügen daraus machen, sie heim zu bringen.

Am andern Morgen hatte ich die Antwort. Sie hatte sich gefreut, wieder von mir zu hören, hatte ein Billet zu Wüllner und ging am Donnerstag hin. —

❦

Wir standen beide unter dem unwiderstehlichen Eindrucke, den die Vortragskunst Wüllners auf jeden ausübt, der empfänglich ist für die Sonderheiten eines starken Temperaments, das zwar völlig ungleich wirkt, gegen das sich viele Einwendungen machen lassen — aber eines künstlerischen Erfolges sicher ist, so daß impressionible Menschen davon gefangen genommen und hingerissen werden.

Uns beide hatte er gepackt, und in dieser Stimmung bewegte sich unser ganzes Gespräch. Von uns selbst war nicht die Rede, auch nicht von dem anfänglichen Zwecke mehr, ein Urteil über meine Sachen zu bekommen.

Wir sprachen lediglich von dem, was wir an dem Abend gehört hatten.

Vor dem Hause gingen wir lange auf und ab, dann verabredeten wir zu einem Konzerte der Singakademie am folgenden Dienstage. —

So war das erste Band geknüpft, und ich hatte die Erlaubnis, ihr zu schreiben, so oft ich wollte.

Sie bekam selten Briefe; der Vater war seit sechs Jahren tot.

Und ihre Mutter?

Die war auch tot.

Dann schwieg sie hartnäckig eine ganze Weile, und ich fühlte, daß irgend etwas mit dem Tode der Mutter verknüpft war, was ihr unangenehm sein mußte, worüber sie nicht sprechen wollte.

Deshalb schwieg ich.

Nach einer ganzen Weile sagte sie:

— Freundinnen habe ich auch keine. Ich habe niemanden auf der Welt; wenn ich einmal sterbe, giebt es keinen Menschen, der um mich trauern würde.

Ich wollte etwas erwidern, schwieg aber, bis ich endlich doch sagte:

— Vielleicht finden Sie noch einmal Freunde.

— Ach nein, das habe ich aufgegeben.

— Wie kann man nur so pessimistisch denken?

— Dazu bringt einen das Leben.

— Das glaube ich Ihnen nicht.

— Wie sollen Sie auch. Sie kennen mich ja nicht.

— Aber ich möchte Sie kennen lernen.

— Wozu? Das lohnt sich nicht.

— Das können Sie ja nicht wissen, sagte ich.

— Es lohnt sich wirklich nicht. Das ganze Leben lohnt sich nicht. Da wird man geboren, wird von Jugend auf gequält, erzogen und erzogen, bis man nicht mehr weiß, wer und was man selbst eigentlich ist, dann quält einen das Leben ein paar Jahre oder Jahrzehnte und schließlich — schließlich ist es aus, man weiß nicht weshalb, und das da bleibt von einem; sehen Sie dort, das! . .

Sie wies auf den schwarzverhängten Wagen, der geheimnisvoll und geräuschlos durch die Nacht glitt, von einer einzelnen Equipage gefolgt, während vier Träger in ihren langen Röcken eilends neben dem Leichenwagen hertrabten.

— Sehen Sie, fuhr sie fort: das bleibt von einem, das ist das Ende für uns alle. Wenn man daran denkt, kann man nicht froh werden, — und ich muß daran denken, seit dem Tage, da sie meinen Vater aus unserem Hause so fortgebracht haben. Ganz plötzlich, an einem Gehirnschlage ist er gestorben, während er zehn Minuten vorher noch mit mir gescherzt hatte.

— Sie müssen nicht daran denken.

— An was sonst soll ich denken? Ich bin so allein, daß mir nichts bleibt, als an all diese Dinge zu denken. Wozu bin ich auf der Welt? — Mit meinem Spiel ist es nicht weit her. Das hat ja auch gar keinen Zweck — nur damit unsereins überhaupt was zu tun hat, habe ich es fortgesetzt. Ich wollte, ich wäre ein Mann geworden, der tun und lassen kann, was er will. Wir können uns ja nicht rühren. Wir sind so gedrillt durch unsere Erziehung, daß wir gar nicht vom Wege abgehen, wenn wir nicht gestoßen werden. Manchmal wünsche ich mir, so recht schlecht zu sein, denn wozu soll man gut sein. Eines Tages ist es zu Ende, und man hat nichts vom Leben gehabt. Was hernach kommt, wer weiß es. Einmal alles tun und lassen dürfen, was man mag, das muß schön sein. Wer es doch könnte!..

— Aber wer hindert Sie denn daran? —

— Wer mich daran hindert? — Ich mich selbst. Weil ich gar nicht mehr mein Ich bin, weil — ach, wozu davon sprechen. Ein anderer kann das gar nicht begreifen.

— Aber ich bitte, sprechen Sie nur. Ich kann Ihnen nicht recht erwidern, weil das alles Gedanken sind, die jeder einmal gehabt hat, der über sich und die Welt nachdenkt. Das sind Stimmungen, die ebenso wieder vergehen, wie sie auftauchen.

Sie lächelte von der Seite und schwieg nun auf alle

meine Fragen, — ein verstocktes Schweigen, das sie nicht brach, wie sehr ich auch in sie drang.

Und so gingen wir auseinander. —

*

Ich hatte sie mißmutig verlassen; die düstere Stimmung, die auf ihr gelastet hatte, schien auf mich übergegangen zu sein und quälte mich.

Gewiß: es war alles Unsinn; der größte Unsinn blieb: daß ich mich hinsetzte und schöne runde Notenköpfe zwischen fünf parallele Linien malte, und mir Gott weiß was darauf einbildete. War es nicht komisch, daß diese Pünktchen in den Händen eines Wissenden imstande waren, hunderte, ja tausende von Menschen gefangen zu nehmen, daß all diese Menschen im Augenblicke nichts anderes dachten und empfanden, als was ich wollte? Daß ich ihnen eine Stunde von ihrem so kurzen Leben einfach stahl, daß diese vielen hundert Stunden also mir gehörten, ich der Herr darüber war?

Und wenn ich das Stück Papier, auf das ich starrte, in das Licht hielt, so flammte es hell auf, ein wenig schwarze, blättrige Asche blieb, und nichts geschah. Niemandem raubte ich etwas, aber auch niemandem schenkte ich was; keines Menschen Herz schlug schneller. Es war eben einfach nichts da, so wie einstmals nichts

mehr sein würde am Ende der Welt, wenn das große Chaos wieder kam.

Ja, sie hatte recht, da war es das vernünftigste, sich im Leben so viel Genuß als möglich zu verschaffen.

Leben — leben! . .

Ach, dazu war ich nicht der rechte, das hatte ich gleich ihr leider nicht verstanden; deshalb fühlte ich mich ihr so verwandt.

In der Phantasie sah das alles schön aus, so erhaben, voller Pracht und golden — in der Wirklichkeit fürchtete ich mich davor, da wurde ich das Grauen nicht los. Da war es Schmutz und Ekel.

Ich verstand die Menschen nicht, die hintaumelten zwischen Trunkenheit und Sinnenlust.

Ich habe nie getrunken, nur wenn es nicht anders ging mit Bekannten, und gleich hatte ich genug. Die ersten paar Glas warfen mich um, eine kurze Zeit des Rausches. —

Und dann am anderen Tage! . . . Nein, das hielt mich ab, ich tat nicht mit, was sie auch von mir denken mochten. —

Meine Kunst! . .

Ja, ich hatte etwas, wofür ich lebte; es war nicht alles so schaal und leer und zwecklos. Die Kunst hatte mehr Zweck als das Leben, weil sie dem Bewußtsein entstammte und ein Ziel hatte, wenn auch nur für die

kurze Spanne Zeit, daß unsere Erde und die Menschheit existierte.

Und so lullte ich mich wieder ein, und die schwarzen Schatten verflogen, die das nächtliche Gespräch mit dem Mädchen über mich gebreitet hatte. —

Seltsam, daß ich sie immer nur bei Nacht gesehen hatte, niemals am Tage.

Dadurch bekam unser Verkehr etwas gespensterhaftes, alles, was sie sagte, wirkte auf mich so eindringlich.

Ich mußte sie bei Tageslicht sehen, das ging wirklich nicht so weiter. Mir schien es manchmal, als sei sie ein Schattenwesen.

Vielleicht dachte und empfand sie am Tage auch menschlicher.

*

Es war bitterlich kalt geworden, daß man eine Woche lang kaum das Haus verlassen konnte, nur zu den notwendigsten Gängen; dann wurde es milder, die Sonne stand wieder am Himmel, der scharfe Wind ließ nach — und nun hatte alle Welt die Schlittschuhe hervorgeholt.

Sie war früher gelaufen, nun wollte sie es wieder versuchen, auf meine Bitten hin.

Eines Vormittags trafen wir uns an der Rousseau-

insel, weil es dort am stillsten ist. Nur die Kinder, die im Hause unterrichtet werden, fast gar keine Großen.

Ich lief schon eine ganze Weile, immer das schmale Stück dem Luisendenkmal zu, wo die kleinen Flaggen an dem Strick die Bahn begrenzen.

Ich glaubte, von dort würde sie kommen; — mit einem male kam sie von der anderen Seite auf dem Eise daher, ganz ruhig, mit kleinen Bogen. Sie war von der Hofjägerallee gekommen, was eigentlich selbstverständlich war.

Sie trug ein Pelzjackett und eine kleine Pelzmütze, sodaß sie überaus fesch aussah mit dem fußfreien Rocke.

Ich hatte gedacht, sie würde schlecht laufen und meine Hilfe nötig haben; nun glitt sie so ruhig und selbstverständlich dahin, ganz wie sie auf der Straße ging.

Schließlich wurde das neben einander doch langweilig. Alle Augenblicke krebste irgend ein Kind auf uns zu, dann mußten wir auseinander, und das Gespräch kam ins stocken. —

So hielt ich endlich ihre schmalen Hände, und in großen Bogen holländernd, fuhren wir dahin.

Zum ersten male fühlte ich sie so nahe.

Vielleicht bildet man sich das nur ein, aber es scheint, als ob von einer Frau, die man liebt, ein geheimnisvolles Fluidum ausgeht, sie wie ein Dunstkreis

umgiebt, dem man verfallen ist, wenn man einmal hineingerät.

Dazu kam bei ihr der Duft von Heliotrop, den ich von Kindheit an immer geliebt habe, weil er mit der Erinnerung verknüpft war, da sich zum ersten male in mir eine tiefere, seelische Empfindung geregt hatte. —

Sie war heute anders, als am Abend. Ich hatte ein junges nettes Mädchen neben mir, mit roten Wangen und blitzenden Augen, voller Lebenslust. Eine gewisse Schelmerei lag auf ihrem Gesicht, daß ich sie immerzu ansehen mußte.

Mehr als je gefiel sie mir. Ich kam ihr näher.

Und ich konnte es nicht lassen, ihr zu sagen, daß ich sie so viel lieber mochte.

Da verfinsterte sich ihr Gesicht einen Augenblick lang, nur eine Sekunde, dann lächelte sie wieder.

Recht von Herzen lachen konnte sie nicht, wenigstens habe ich es nie gesehen. Ich glaube auch kaum, daß sie Freude an einem Witz haben konnte. Ich hatte ihr einmal einen ganzen Pack Lustiger Blätter und den Simplicissimus gegeben, aber die bekam ich wieder mit dem Bemerken, das interessiere sie nicht. Das langweilte sie, und sie hatte keinen Sinn dafür.

Ich war nicht der rechte Mann, sie lachen zu lehren, weil ich selbst zu sehr auf das tragische gestimmt war. Da hätte ein anderer kommen müssen. Einer der das

Leben von der leichten Seite nahm, und sich nicht aus allem ein Gewissen machte, ein Lebemann, dessen handeln nicht beschwert war mit überflüssigen Skrupeln. Nicht solch schwerblütiger Geselle, wie ich einer bin.

Es wäre gut, dachte ich, ich würde gehen, und sie in Ruhe lassen. Es würde auch wohl für mich besser sein; aber tut man immer, was vernünftig ist?

Ich fühlte zu sehr die Aehnlichkeit, die zwischen uns bestand. Das zog mich zu ihr hin.

❦

Ich hatte lustige Menschen gern, deshalb kam ich oft und gern mit meinem Freunde Gerdt zusammen, den ich durch ein munteres Mädchen kennen gelernt hatte, eine kleine Musikschülerin, die mit der törichten Absicht umging, statt eine Art weiblichen Komikers zu werden, was ihr einzig und ausgezeichnet lag, zur großen Oper zu gehen.

Das war ein Unsinn, den sie später eingesehen hat, und dann hat sie ihr Glück gemacht.

Damals studierte sie schrecklich ernsthaft; aber im Leben war sie das munterste und keckste Ding, das man sich denken konnte, und mit Gerdt zusammen kam man aus dem lachen garnicht heraus.

Er schrieb kleine frivole Skizzen für allerhand Witz-

blätter, die auf der Straße ausgeboten wurden. Freche Scherze; und in einer Tageszeitung überaus scharfe Kritiken zum Entsetzen aller Dramatiker, die heimlich vor ihm in Angst lebten, während sie öffentlich höchst verächtlich über ihn die Nase rümpften.

Er machte sich nichts daraus, kannte keinen Menschen, nur seine paar gleichalterigen Freunde, und sein Wahlspruch war: Kinder, nehmt blos das Leben nicht so ernst!

Er tat es nicht; er fand überall nur die heitere Seite, nichts war ihm heilig, sein Spott ergoß sich über alles und alle, und verschonte sich am wenigsten.

Leichtsinnig flatterte er durch's Leben, bis er an Molly hängen geblieben.

Niemand wußte, wie sie standen, ob es ein Verhältnis war, oder trotz des vertraulichen du lediglich Freundschaft, — so kameradschaftlich verkehrten sie mit einander, in einem burschikosen Tone, der auch die andern ansteckte.

Sie war nur klein, und die Nase war ein wenig zu dick geraten, so kartoffelig; sie nannte sie die Knolle, und Gerdt nannte vertraulich, wenn es niemand hörte, die ganze Person so.

Die beiden trafen wir auf dem Eise. Sie kannten Maria flüchtig; nun setzten sie uns zu, wir sollten doch mit ihnen und ihrer Schwester morgen, da der Schnee so fest gefroren war, nach Onkel Tom's Hütte kommen,

ein Spaziergang durch den Grunewald. Was himmlischeres gab es nicht, als auf dem festgefrorenen Boden ein oder anderthalb Stündchen sich die Füße warm zu laufen.

Ehe man es sich versah, war uns das Versprechen abgenommen, um zwei auf dem Potsdamer Bahnhofe zu sein.

— Kinder, das wird famos! So schmeckt der Kaffee ja nie wieder, als wenn man so recht erfroren in ein molliges kleines Zimmerchen im Walde kommt. Blos lustig müßt ihr sein. Sie auch, Fräuleinchen.

Maria hatte der Kleinen einen entrüsteten Blick zugeworfen, aber das sah Molly garnicht, sondern kreiste in wildem Tanze um uns herum, was meiner Begleiterin wenig zu passen schien.

Als sie uns verlassen hatten, sagte sie:

— Eine angenehme Person ist die Freundin Ihres Freundes grade nicht.

— Um Gottes willen, Sie haben ihr das doch nicht übel genommen? — Sie ist doch ein Kind, und muß ihren Ulk machen und immer schnodderig tun. Sie ist ja herzensgut.

— Mir gefällt sie nicht.

— Das braucht sie auch nicht gleich. Man muß sich an ihre Art erst gewöhnen.

— Dafür habe ich kein Verständnis.

— Dann tut Ihnen wohl Ihr Versprechen leid?

— Ich habe keins gegeben.

— Aber doch! Wir wollten doch morgen hinaus.

— Ich nicht.

— Aber wenn ich nun sehr bitte?

Darauf schwieg sie, und ich fuhr fort:

— Ich hatte mich so gefreut. Mit mir allein fürchten Sie sich doch. Und nun, wo sich eine Gelegenheit bietet, schlagen Sie es mir ab. Das ist nicht recht.

— Liegt Ihnen denn so viel daran?

— Ja, das tut es.

— Nun, dann wollen wir sehn; aber ich will mich erst morgen entscheiden.

— Das können Sie. —

❦

Am andern Tage, nachdem ich ihr am Abend noch einen langen Brief geschrieben hatte, kam sie im letzten Augenblicke, als wir schon auf den Bahnsteig gehn wollten.

Kaum waren wir im Coupé, als der Zug abfuhr; leise sagte sie, daß sie bis zum letzten Augenblicke nicht hatte kommen wollen, aber dann war ihr das Zimmer bei dem Gedanken, daß sie den schönen Nachmittag allein

dort zubringen sollte, so leer und häßlich erschienen, daß sie sich rasch angezogen hatte und in einer Droschke vor Sorge vergangen war, sie könne zu spät kommen.

Molly's Schwester Lisbeth machte ein enttäuschtes Gesicht. Sie hatte schon sehr vergnügt gesagt:

— Die kommt nicht mehr, laßt uns nur hinaufgehn.

Jetzt kam sie sich ziemlich überflüssig vor, aber fand sich bald hinein und ulkte mit.

Molly war aus Rand und Band, tobte schon im Coupé; und mit Mühe mußten wir sie abhalten, daß sie nicht die Notbremse zog. Sie hätte zu gern all die erstaunten Gesichter und die Schaffner gesehn, — das mußte zum kugeln sein.

— Und was würden Sie sagen, wenn all die Leute kämen?

Da sah sie mich an und sagte:

— Daß Sie mir einen Kuß haben geben wollen, und Fräulein Maria so'n Gesicht gemacht hat, wie eben jetzt — und da habe ich mich so gegrault, daß ich meine Rettung nur in der Notbremse sah.

Maria hatte wirklich ein böses Gesicht gemacht, nun wurde sie sehr ungehalten:

— Wenn Ihnen mein Gesicht nicht paßt, kann ich ja aussteigen.

— Um Jottes willen Täubchen, nich so hitzig. Wo denn? mitten in der Fahrt? Ihr Jesicht is sojar

sehr scheen, wennse lachen. Ach, lachen Se doch mal. Kille, kille! . .

— Ich verbitte mir das . . . .

— Molly, du siehst, du bist nicht ladylike. Laß die Dame, sagte Gerdt. Sie mag deine Scherze nicht. Keinen Zank und Streit, wir wollen friedlich einen Schneebummel machen.

Mit Mühe nur war Maria zu besänftigen. Die Tränen standen ihr in den Augen, und ich hatte Sorge, es könne eine Scene geben.

Während ich sie zu beruhigen suchte, und auch Lisbeth freundlich mit ihr sprach, hörte ich Molly am andern Fenster ganz erregt reden:

— Das ist ja Dummheit. Wenn sie keinen Spaß verträgt, tut sie mir leid. — Ach was, ich werde doch noch reden können, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Wahrhaftig, das ist mir auch noch nicht passiert! —

Darüber waren wir in Zehlendorf und mußten aussteigen.

Molly ließ sich die gute Laune nicht verderben, aber beachtete Maria kaum mehr. —

Erst durch das Dörfchen, dann an verschneiten Feldern vorbei, auf denen der Glanz der Wintersonne lag, kamen wir in den ziemlich dürftigen Wald.

Von den Zweigen der Föhren rieselte der Schnee,

wenn der Wind sie bewegte. Zuweilen erhoben sich ein paar Krähen und taumelten zwischen den schlanken Stämmen hin. In der Ferne suchte jemand mit lautem Hallo! ein Echo zu wecken, dann ward es ganz still.

Nur ein Zweig brach unter dem Fuße, und der gefrorene Schnee knirschte.

Plötzlich sagte Molly:

— Nein Kinder, das geht aber wirklich nicht; wir sind doch kein Trauergefolge. Singen wir wenigstens: Ich weiß nicht was soll es bedeuten! Denn weshalb wir wie die Trauerklöße hier einherwanken, ist mir schleierhaft. — Gerdt, fang mich! . .

Und nun eilte sie durch den Wald. Gerdt hinter ihr her, und sie jagten sich wie die Kinder.

Maria tat natürlich nicht mit. Ich hörte nur, wie Molly die hinter einer verwitterten Eiche stand, während Gerdt bald nach links bald nach rechts einen Schritt tat, um sie zu erschrecken, von ihr sagte:

— Guck nur, die Eierprinzessin!

Mir war die Situation sehr unangenehm. Ich wäre gern mit herumgetollt. Aber schon hatte ich meinen Willen ihr gegenüber verloren, und mußte schön sittsam neben ihr hergehen, während die drei juchzten und mit Gekreisch und Gelächter den Wald erfüllten.

Ich atmete auf, als wir in Onkel Tom's Hütte anlangten.

Ach diese mollige Wärme in der engen, verräucherten Stube, wie behaglich das war, daß man dichter aneinander rückte; und trotz der entrüsteten Blicke Marias ulkte Molly weiter und wollte durchaus Onkel Tom sehen.

Den Kellner ließ sie nicht einen Augenblick in Ruhe:

— Sie, Männeken, Sie mißten sich doch des Jesichte mit Ofenruß schwärzen, als befreiter Sklave vom ollen Tom. Die Weisheit is Ihnen wohl zu hoch? Nich? — na, um so besser. — Is des nu eijenjebauter Plantagenkaffe? — warm is er, des is bei Kaffe die Hauptsache. Na, Freileinchen, nu wolln wer uns wieder verdragen. Den janzen Dach muffeln, is nich mein Fall. Jeben Sie de Patsche un sagen wir du.

Nun mußten wir Maria erst erklären, daß es mit dem du nicht so gemeint war, blos eine von Mollys vielen Redensarten, die nicht verpflichteten.

Molly ulkte weiter, auch als andere Leute kamen, die still blieben, nur horchten und aus dem grinsen nicht herauskamen. —

Dann brachen wir auf.

Am Wildgatter gab sie dem alten Invaliden seinen Obolus und sagte:

— Junger Mann kaufen Sie sich ein Rittergut davon. Und wenn Sie wer fragt, wer die liebens-

würd'ge Geberin war, sagen Sie nur: die Gräfin Protz! . .

— Danke auch schön, sagte der Alte und sah ihr vergnügt nach, während er auf seinem Stelzfuße in seine Hütte humpelte.

Im Walde, als wir durch das Fenn kletterten und Maria Sorge hatte, das Moor könne nachgeben, fing Molly wieder an, sie wegen ihrer Aengstlichkeit aufzuziehen, und sprach nur mit spitzem Munde mit ihr. Als das Wort fiel von der Prinzessin mit der Erbse, war es zu spät. Die hellen Tränen standen Maria in den Augen.

— Keinen Schritt gehe ich mehr weiter. Ich will zurück! weshalb bin ich überhaupt mitgegangen? . .

Vergebens erklärten wir ihr, daß es ein zurück nicht gab, der nächste Weg war gerade aus.

Fassungslos stand Molly einen Augenblick, dann kam sie, faßte die sich sträubende um die Schulter und bat:

— Um alles in der Welt, so habe ich es ja nicht gemeint. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß das so schrecklich ist. Wir wollen uns doch nicht zanken. Ich nehme alles zurück, revoziere und depreziere, und erkläre mich für einen Ehrenmann. Bitte, bitte, nicht weinen! Ich habe Sie wirklich nicht kränken wollen. Ich bin ja nur so blödsinnig vergnügt gewesen; aber nun bin ich es nicht mehr. Nich mehr piep will ich sagen; nur seien Sie wieder gut.

Aber das dauerte eine ganze Weile. Maria saß auf einem Baumstumpfe, und wir redeten alle auf sie ein.

Endlich entschuldigte sie sich und gab Molly die Hand; sie sei heute sehr nervös. Sie habe eine häßliche Nachricht bekommen.

Molly in ihrer Gutmütigkeit war gleich voller Mitgefühl; aber als Gerdt mit Maria und Lisbeth ging und ich mit der Knolle ein Stück hinterher, jetzt schon am Hundekehlensee hin, da sagte sie:

— Mein Lieber, ich rate Ihnen höchste Vorsicht. Da scheint was nicht in Ordnung zu sein. Nee, so was übelnehmsches habe ich noch nich gesehn. Laßt frohe Leute um mich sein. Sonne Trauerpuschel! Sie mögen doch gern lachen. Gehn Sie mit ihr zu Adolf Ernst oder ins Lachkabinett, daß die eingetrockneten Lachmuskeln mal aufgekitzelt werden. Lassen Sie die Hand davon ab, das ist das gescheiteste. Was vernünftiges kommt da gewiß nicht bei heraus. Habe ich sie denn wirklich so gekränkt?

— Sie haben sie wenigstens arg aufgezogen.

— Na ja, da haben wir's, nicht mal mehr lustig darf man auf dieser Welt sein, das nehmen einem die Leute übel. Ich hatte eigentlich gedacht, wir würden heut abend zusammen bleiben, wir wollten bei uns ein Nickpick veranstalten. Nu habe ich eigentlich de Neese voll. Wissen Se was, laden Sie Fräulein Zimperlich

ab und kommen Sie zu uns in die Dessauerstraße. Oder glauben Sie, daß man's wagen kann, die Tränenprinzessin aufzufordern? —

— Versuchen Sie es doch. Wenn sie es abschlägt, ist es gut; und wenn sie annimmt, würde ich mich riesig freuen. Sie ist wirklich nicht so, wie Sie glauben. Ich kenne sie gar nicht so.

— Sie kennen se, scheint mir, überhaupt noch nich; hoffentlich lernen Sie se auch nich weiter kennen, wenigstens nicht nach dieser Seite hin. Also denn wollen wir mal jehorsamst anfragen.

Auf dem Bahnhof Grunewald ging sie mit ihr ein wenig abseits und nach einer kleinen Weile kam sie wieder.

Ja, sie kam mit, hatte auch versprochen, sich zusammenzunehmen und nicht mehr traurig zu sein.

Molly betrug sich von jetzt ab tadellos.

In der Stadt schickte sie uns Herren mit Lisbeth vor; sie wollte mit Maria einkaufen gehn.

Die beiden Schwestern wohnten in der Dessauerstraße bei einer Klavierlehrerin, die sich um ihre Mieter gar nicht kümmerte; die Mädchen führten ihre Wirtschaft allein, kochten selber und hatten nur morgens eine Aufwärterin.

Furchtbar gemütlich war es in den beiden Zimmerchen.

Das Wohnzimmer war mit allerhand japanischen Schirmen, Fächern und Lampions und allerhand Bildern aus Zeitschriften bunt aber originell ausgestattet.

Nebenan schliefen sie, aber auch da konnte man ruhig hineingehen, so wohnlich war alles.

Lisbeth hatte den Tisch gedeckt, als die beiden andern mit Packeten beladen kamen.

Ein gemütlicher Abendtisch war erstanden; und als wir fertig waren, und nur die Biergläser blieben, — für Maria hatten sie Thee gemacht, — setzte Gerdt sich an das Klavier und Molly trug ihre ulkigen Lieder vor, die sie auf einem Musikfeste singen wollte.

Es waren alte Melodieen, zu denen Gerdt neuen Text geschrieben hatte, lauter Anspielungen auf bekannte Vorgänge des letzten Jahres. Kleine Anulkungen der Lehrer der Hochschule, und allerhand parodistische Verse.

Das trug sie alles mit solcher Grazie vor, mit einer unwiderstehlichen Schelmerei, daß selbst Maria aus ihrer Zurückhaltung herauskam, und ich sie zum ersten Male animiert sah. Ein paar Melodieen paßten nicht, zu einem Liede fand ich gleich eine, spielte sie ihr vor, und schon hatte Molly sie erfaßt, nun klang die Sache gleich ganz anders.

Es war spät geworden. —

Gerdt ging ein ganzes Stück Weges mit uns.

Als ich von Maria Abschied nahm, sagte sie:

— Es war noch sehr schön, und es tut mir nicht leid, daß ich mitgekommen bin; der Abend war sehr interessant. Ich bin ein bischen nervös. Seien Sie mir nicht böse. Wenn Sie alles wüßten, würden Sie mir gewiß verzeihen, daß ich nicht einfach so dumm mit lachen kann. Also vielen Dank für heute. —

Damit ging sie, und das eine stand mir fest: sie mußte mir sagen, was auf ihr laste, daß sie ihres Lebens nicht froh werden konnte.

Grenzenloses Mitleid erfüllte mich und verschleierte mir den Blick, daß ich nur das arme, beklagenswerte Geschöpf in ihr sah, der man Hilfe leisten mußte. —

❦

Ein paar Tage später huschte Molly an mir vorüber und fragte:

— Na, was macht die gekränkte Leberwurscht? . .

Ich konnte ihr nur zunicken.

Aber als ich Gerdt im Grünfeldkonzerte traf, wo ich nie fehlte, weil ich die Weichheit des Cellos so sehr liebe, da nahm er mich nachher unter den Arm, ging mit mir zum Löwenbräu, und in einer Ecke bei einer guten Cigarre redete er lange und eingehend auf mich ein wegen Maria.

Sie sei nicht hübsch, sei unliebenswürdig und voller

Launen, ich würde einen schweren Stand haben; und es sei am besten, solche Menschen sich selbst zu überlassen.

Das sei eine unglückselige Charakteranlage, die zwar unterdrückt werden könne, wie an jenem Abend, wo sie schließlich ganz vergnügt geworden war, — aber immer vor der Möglichkeit zu stehen, daß einem was übel genommen werde, — nein, nur nicht das!

Irgend ein Kaufmann, der den ganzen Tag nicht daheim war, konnte das vielleicht dickfellig ertragen, aber nicht ein Künstler, dessen sensitive Natur darunter leiden mußte; dem jede Stimmung zerrissen wurde, der frohe und heitere Gesichter um sich sehen mußte.

— Dir täte ein Geschöpf wie die Knolle not, fuhr er fort — keine, die einen mit Bildung tötet, keine höhere Tochter mit dem Anhange von Eltern, Verwandten und Tanten. Nein, ein Wesen, das frei denkt und künstlerisches Verständnis hat.

— Möchtest du Molly heiraten? —

Er schwieg eine ganze Weile, dann sagte er:

— Wenn ich Geld hätte, sofort; das haben weder ich noch sie. Und vor allem jetzt noch nicht. Ich habe schon manches hinter mir, aber noch viel vor mir, da möchte ich mich nicht binden. Schließlich leben wir ja auch so ganz nett. Nein weißt du, so ganz Bohème, das möchte ich nicht, vier Stock im Hinterhause ohne Dienstmädchen, nee; das mag früher ganz hübsch ge-

wesen sein. Heute paßt das nicht mehr. Ich bin ein sauberer Mensch, trage reine Manschetten und kleide mich gern gut, ich habe auch Passionen, rauche gern eine gute Cigarre, trinke einen guten Tropfen und fühle mich im Frack äußerst wohl, — geschmacklos angezogene Frauen kann ich nicht sehen — da ist das mit Bohème-wirtschaft nichts. Ich schwärme für eine Villa am Tiergarten, ein Häuschen im Grunewald, oder eine Etage am Kurfürstendamm. Das ist meine Lebens-auffassung. Ich möchte einer der Ersten sein, und mit meiner Frau Loge sitzen, aber nicht im Stehparkett mir die Beine in den Leib bohren.

— Dann allerdings.

— Ja allerdings! — und um dahin zu kommen, wohin ich will, giebt es nur eins: — das Theater! — Laß nur: Molly wird ihren Weg machen, die hat mit ihrer Komik in drei, vier Jahren zwölf- oder fünfzehn-tausend Mark Gage. Bis dahin bin ich hoffentlich auch was. Ich will ihr nicht im Wege stehen. Ich komme schon durch und bringe es zu was, und dann — dann mein Lieber, wollen wir uns mal wieder sprechen.

— Ich glaub's, daß du es zu was bringst.

— Aber du, Mensch, du! Sieh mal, du kannst doch was. Blos immer so scheu. Sich in Scene setzen, das ist die Hauptsache sich nicht verkriechen. Ganz Wurst, wo man die Leiter ansetzt. Aber sich eine Leiter

bauen! Ich tue es mit meinen Kritiken. Glaubst du, daß dieses Schlächterhandwerk mir sonderlich behagt? Gott bewahre. Das ist blos eine Stufe, was sage ich eine, — zehn, zwölf Stufen sind es.

— Was soll ich tun? —

— Du? — Mit deinen Sachen nicht hinter dem Ofen hocken. Hausieren gehn damit. Gieb mir mal deine Sintflut. Ich werde mich für dich ins Zeug legen, mal was für dich tun.

— Aber gern. Das verstehe ich allerdings nicht. Wenn eine Sache fertig ist, damit herumlaufen und an die Türen klopfen, das kann ich nicht.

— Aber Mensch, das ist die Hauptsache. Notizen in die Zeitung bringen, einen Verleger haben, der nicht auf den Kopf gefallen ist und was für deine Sachen tut. Den Leuten muß man seinen Namen in die Ohren schreien, immer wieder, bis sie ihn endlich behalten. Ganz Wurscht wodurch! Ob es sich um eine große Tat handelt, oder eine gemeine Lumperei, ist ganz gleich. Nach acht Tagen weiß das kein Mensch mehr auseinander zu halten, nur das eine bleibt: man ist der berühmte Herr So und so! —

— Das sagst du so.

— Nein das sage ich nicht nur, das ist auch so. Lehre du mich die Welt kennen. Pfeif' auf die ganze Blase, aber benutze sie für dich und deine Zwecke.

Mensch, da kommt mir ein großartiger Gedanke; weshalb in aller Welt machst du dich nicht an eine Oper?

— Ich weiß nicht.

— Ich weiß nicht, ist sehr gut! Da hast du noch nie dran gedacht? —

— Gedacht ja, aber . . .

— Weißt du was? — Ich werde dir einen Text schreiben. Ist es dir recht? — Aber keine gräßliche Heldenoper, eine satirische, ganz modern soll alles sein. Das machen wir. Scharf und frech und schlagend, daß die Leute platt sind.

— Und wo soll die aufgeführt werden? —

— Aufgeführt? — ja . . .

— Vielleicht am Opernhause? . . .

— Laß mich nur. Der Gedanke reizt mich, und wir haben ja noch immer das Theater des Westens.

— Sie ist ja noch nicht geschrieben.

— Nein, aber du wirst sie schreiben. Den Text bekommst du von mir, da kannst du Gift drauf nehmen, an mir soll es nicht fehlen.

— Schön, aber ob ich die Musik dazu schreibe?

— Das wirst du — nur das eine bitt' ich dich, schaff dir die ab, — oder vielmehr schaff sie dir nicht an. Sie paßt mir nicht in den Kram. Die würde dir die Stimmung verderben.

— Ich weiß wirklich nicht, was du gegen Fräulein Eschen hast.

— Ich habe gegen Fräulein Eschen garnichts, als daß ich für dich sehr viel übrig habe. Die paßt nicht zu dir, wie ich dich haben möchte. Frei sein, das ist das erste für uns. Davon hängt alles ab. Laß dich nicht ketten, am wenigsten von jemand, der nicht versteht, diese Fesseln zu gebrauchen.

— Du irrst dich, genau so wie Molly. Nur weil neulich da draußen . . .

— Nur? . . Nein! — Ich weiß, daß ich tauben Ohren predige, aber ich will wenigstens meine Pflicht getan haben. Es ist spät geworden. Beschlaf' was ich dir gesagt habe. Denk' an die Oper, die du mir schreiben sollst, mir persönlich zu Liebe. Ich habe ein paar Stoffe, über die ich mit dir sprechen werde. Und auch über Fräulein Maria denke nach. Du müßtest öfter mit uns zusammen sein, sonst verrennst du dich, mein lieber Junge. —

❦

Er hatte ganz recht. Ich hatte mich schon verrannt.

Ich hatte keinen andern Gedanken mehr als an sie, das war geradezu krankhaft.

Ich versuchte zu arbeiten, aber es ging nicht. Allerhand lyrische Stimmungen ergriffen mich; ich blätterte

in moderner Lyrik und fand auch das ein und andere Gedicht, das ich dann „vertonte“.

Aber mir schien nüchtern und kalt, was ich da zustande brachte.

Mit Maria kam ich fast täglich zusammen, oder fand irgend einen Vorwand, um ihr zu schreiben. Von ihr bekam ich immer nur zwei, drei höflich knappe Zeilen als Antwort. Nie mehr, als unumgänglich nötig war.

Wir standen noch immer auf dem gleichen Flecke.

Ich hatte versucht, von ihr selbst etwas über sie zu erfahren, aber sie schüttelte nur den Kopf, und schwieg hartnäckig auf alle Fragen, die ich an sie stellte.

Wie verbissen ging sie neben mir her, selbst auf ganz gleichgiltige Fragen hatte sie keine Antwort, daß ich garnicht wußte, was ich mit ihr anfangen sollte.

Wenn ich mich entschuldigte, daß ich solchen Anteil an ihr nahm, schwieg sie, daß ich am liebsten davon gelaufen wäre und sie stehen gelassen hätte, weil mir dieser stumme Widerstand ganz unerträglich war.

Ich hatte das Gefühl, als ob mich in solchen Augenblicken alle Menschen ansähen. Sie mußten ja denken, wir hatten uns gezankt; so ging ich neben ihr und war zum schweigen verdammt; aber meine Gedanken arbeiteten, ein seltsames Gemisch von Mitleid und Gekränktsein, wobei bald das eine, bald das andere überwog.

Dabei wußte ich absolut nicht, was sie dachte und empfand, ob sie nicht vielleicht gleichgiltig neben mir herging und an garnichts dachte.

Wer doch hinter diese Stirn blicken konnte; wer fähig gewesen wäre zu erkunden, was da vor sich ging! Aber nur die leicht zusammengezogenen Brauen verrieten, daß da irgend etwas in Tätigkeit war, allein ich wußte es nicht, und das machte mich ganz nervös.

Hätte sie geklagt und gejammert, dann hätte ich Worte gefunden; aber so verstockte sie sich und verbiß sich, daß man ordentlich hinter den geschlossenen Lippen sah, wie fest die Zähne aufeinander lagen.

Sie sprach nie über sich oder das, was sie beschäftigte — aber gerade diese Sphinxhaftigkeit interessierte mich. Ich wollte dieses Rätsel ergründen.

Aus geringfügigen Dingen, die eigentlich wertlos waren, machte sie ein Geheimnis.

Einmal fragte ich sie:

— Sie kennen ja Hans Tondern!

Da wurde sie zum ersten Male etwas verlegen. Es schien ihr unangenehm zu sein, und sie fragte:

— Wieso?

Da antwortete ich ihr lachend:

— Ich habe Sie neulich mit ihm gehen sehn, das ist alles. Der große Mann schien sich sehr interessiert mit Ihnen zu unterhalten. Kennen Sie ihn schon lange?

— Ja.

— Wohl von früher her?

— Ja, von früher.

— Kennen Sie seine Frau?

— Nein!

— Das muß ja eine unglaublich dumme Person sein, nach allem, was man von ihr hört; und schrecklich eifersüchtig; aber daraus macht er sich nichts. Er soll sie ja schön hintergehen.

— So?! . .

— Kommt wieder was neues von ihm?

— Ich weiß nicht.

— Er spricht doch sonst immer so gern davon. Aller Welt soll er ja schon, ehe er überhaupt anfängt, von seinem neuesten Werke erzählen. Tut er das Ihnen gegenüber nicht?

— Nein.

— Worüber unterhält er sich denn, wenn nicht über sich und seine erhabenen Werke?

Darauf schwieg sie und antwortete nichts.

— Sie dürfen das nicht so auffassen, fing ich wieder an, ich schätze vieles, was er schreibt; ich finde seine Sachen voll Kraft und Verve, wenn auch manchmal zu hohl pathetisch, aber der Mann selbst, mit seiner Eitelkeit und der selbstgefälligen Pose, gefällt mir nicht. Das scheint mir so kleinlich. Finden Sie nicht auch?

Sie zuckte nur die Achseln.

— Ich wollte Sie nicht kränken; nichts liegt mir ferner, als jemanden in den Augen seiner Bekannten herabzusetzen. Aber Hans Tondern spielt mir im Leben zu viel Theater, und in seinen Theaterstücken ist zu wenig Leben.

Sie antwortete nicht darauf, und ich konnte es mit bestem Willen nicht lassen, gelegentlich auf Tondern zu kommen, oder wenn andere dabei waren, deren Urteil über ihn herauszufordern.

Nie beteiligte sie sich daran, aber es schien ihr unangenehm zu sein.

Zu gern hätte ich gewußt, wieso sie ihn kannte. Sie hatte zu ihm aufgelächelt, und ihr Gesicht hatte einen ganz andern Ausdruck bekommen, als jemals mir gegenüber.

Das machte mich eifersüchtig, und am liebsten hätte ich ihn in ihren Augen gründlich herabgesetzt mit all seinen vielen Schwächen, aber dazu hatte ich nicht den rechten Mut. Dann kannte ich ihn auch gar nicht; nur aus den Erzählungen der andern hatte ich das Bild, während sie selbst vielleicht anders urteilte.

Aber eine unangenehme Empfindung wurde ich nicht los, so oft in einem gelegentlichen Gespräche der Name fiel.

*

Seit ich ihr den ersten Probedruck meiner Sintflut gebracht hatte, war ich öfters zu ihr gekommen, trotz der bösen Blicke, die ich von der Frau Major bekam.

Daran kehrte ich mich nicht mehr. Ich ignorierte die Dame, trotzdem sie jedesmal auf den Korridor kam, und auch verschiedentlich bei ihrer Mieterin anklopfte, um ihr, wenn ich da war, irgend etwas, was sie sich ausgedacht hatte, zu sagen oder zu bestellen.

Ich übte mit Maria einige Lieder ein, um die sie mich gebeten hatte. Eines Tages, als ich früher kam, und ein neues Mädchen mich ohne weiteres eingelassen hatte, fand ich auf ihrem Tische ein paar beschriebene Blätter in saubester Schrift: Gedichte.

Ganz wilde Gedichte, von einem Liebesverlangen, das berauschend wirkte; die Sehnsucht des Weibes nach dem Manne, eine irre Trunkenheit, die mich erschreckte.

Woher hatte sie das? Hatte sie die Verse aus einem Buche abgeschrieben? — Aber weshalb dann? Weil sie sich für derartige Ergüsse interessierte oder aus welchen Gründen? —

Ich hatte die Blätter noch in der Hand, als sie hereinkam. Sie sah, was ich in den Fingern hielt, und schrak ein wenig zusammen.

Ehe sie zur Besinnung kommen konnte, fragte ich sie, woher die Gedichte stammten.

Sie schwieg.

— Haben Sie sie aus einem Buche?

— Nein.

— Also woher denn?

— Warum? Sind sie so gut? —

— Ja, das sind sie. Woher haben Sie die Sachen?

— Sie sind aus keinem Buche.

— Nicht? . . . ich möchte das genau wissen.

— Wozu?

— Ich möchte die Musik dazu schreiben.

— Wirklich? . .

— Ja. Das ist etwas, was mir sehr liegen wird. Wer ist der Verfasser? —

Sie zuckte die Achseln.

— Aber sie müssen doch irgend woher stammen? Es ist doch Ihre Handschrift.

— Freilich!

— Sie haben sie doch nicht selbst geschrieben.

Sie sah mich an und fragte:

— Wäre das so ganz unmöglich?

— Aber, Maria — das ist ... ja, ist denn das möglich?

— Weshalb sollte das nicht möglich sein.

— Sie sollten diese Gedichte . . .

Ich sah sie mir an, wie sie mit müdem, spöttischem Lächeln vor mir stand.

— Sagen Sie mir, Maria, die Verse sind wirklich nicht aus einem Buche?

— Wenn ich es Ihnen doch sage! Wenn Sie glauben, daß sie sich für Sie eignen, bitte! Sie dürfen. Ich gebe Ihnen das Recht dazu. —

Ich war noch immer im Zweifel, auch als ich die fünf Gedichte mit nach Haus genommen hatte, und sie in aller Ruhe prüfte.

Das ein oder andre Wort wünschte ich mir anders, und ich richtete mir die Verse darnach ein. Dann las ich sie wieder und wieder.

Das war bei mir die erste Arbeit, ein Gedicht ganz in mich aufzunehmen, daß ich es auswendig konnte, dann klang es in mir, und von selbst in einem organischen Werdeprozeß wuchs die Melodie.

Alles suchen und probieren half mir nichts, es mußte sich von selbst ergeben; schon hatte ich in jener ersten Nacht eine Melodie zu der Sehnsuchtsklage, dem Gedichte, das mir zuerst in die Hand gefallen war.

Ich hatte mich ganz hineinversetzt in diese Stimmung, nur durfte ich nicht an Maria denken.

Denn mit ihr und ihrem ganzen Wesen konnte ich derartige Empfindungen nicht in Einklang bringen. Mit ihrer abweisenden Herbheit stimmte das nicht überein; allein ich sagte mir, daß es nichts bewies, denn ich kannte diese seltsamen Gegensätze: wie ein leichtfertiger Mensch die ernstesten Sachen, und ein wür-

diger alter Herr höchst leichtsinnige Sächelchen schreiben konnte.

Waren diese Verse von ihr, dann mußten in ihr verborgene Kräfte schlummern; dann war sie von Natur anders als sie sich gab. Dann war ihre ganze Herbheit Maske — und es brauchte nur Zeit, damit ihre wahre Natur zum Vorschein kam. —

Die Woche war noch nicht zu Ende, als ich die Gedichte komponiert hatte; nnd ich fand auch einen Titel dafür. Ich wollte sie anfangs Marialieder nennen, aber das ging nicht. Maria war mir zu heilig klingend für diese leidenschaftlichen Laute, und so nannte ich sie: Maralieder!

Der Titel ist ihnen geblieben, obwohl er mir nachher nicht mehr klang. —

Sie war ganz begeistert von den Liedern, wollte sie singen, aber so recht lagen sie ihr nicht. Die Empfindung ließ zu wünschen übrig, die Leidenschaft stand ihr nicht.

Nun kam ich täglich zu ihr, wir übten und probten, bis eines schönen Tages die Majorin, die mich längst mit scheelen Augen betrachtet hatte, die Sache zum Krach kommen ließ.

Die Besuche paßten ihr nicht, das wäre überhaupt keine Art . . . und ihr Haus sei ihr zu gut dazu . . . sie duldete das nicht weiter . . .

Sie war beleidigend geworden, hatte Maria gekündigt; am liebsten sei es ihr, sie zöge sofort aus.

Das alles erzählte Maria mir tränenden Auges auf der Straße vor meinem Hause, sie hatte mich herunterrufen lassen, denn sie tat keinen Schritt mehr in die Wohnung; nur wußte sie nicht, wo sie bleiben sollte.

In ein Hotel wollte sie nicht, aber es blieb ihr kaum etwas anderes übrig, bis sie erst ein Zimmer fand. —

Ueber mir war ein Pensionat; ich wußte, daß das Flurzimmer frei war; die alte Frau oben hatte mich einmal gebeten, wenn ich was höre, doch an sie zu denken. Sie grüßte immer so höflich, und wenn einmal ein Wort über mich in der Zeitung stand, unterließ sie nie, mir davon zu sprechen.

An die dachte ich gleich und ging mit Maria, der alles recht war, hinauf.

Es war ein großes hübsches Zimmer, gerade über dem meinen gelegen, nur daß ich noch ein kleines Nebenzimmer zum schlafen hatte. Die alte Frau Hartung war die Liebenswürdigkeit selbst. Das Fräulein konnte gleich einziehen, denn es war alles in Ordnung, es war sogar geheizt, denn gestern hatte sie Schneiderei gehabt — und gleich würde nachgelegt.

So war diese Sorge im Handumdrehen beseitigt.

Nun brauchte sie nur ihre Sacheu holen. Anfangs

sollte ich das besorgen, allein wie sollte ich damit fertig werden, — aber begleiten würde ich sie, denn der Majorin hätte ich gern die Wahrheit gesagt.

Als wir hinkamen, ließ sie sich nicht blicken, blieb vorsichtshalber im Hintergrunde und schickte nur durch das Mädchen die Rechnung.

Sie befinde sich nicht gut und könne nicht selbst kommen. So ließ ich ihr durch das Mädchen ein paar Liebenswürdigkeiten zukommen, und daß wegen der ehrenrührigen Bemerkungen gegen Fräulein Eschen das Gericht entscheiden werde.

In Hast packte Maria mit Hilfe des Mädchens ihre Sachen; eine Stunde später hörte ich sie über mir hin und hergehen, um was sie hastig in ihren Koffer geworfen hatte, wieder in Ordnung zu bringen und einzuräumen. —

Darin lag ein lockender Reiz, daß sie, der all meine Gedanken gehörten, nun mit mir unter einem Dache wohnte, daß sie nur durch die Zimmerdecke von mir getrennt war.

Ich ließ absichtlich nichts von mir hören, wollte nicht, daß sie gleich zu anfang an meine Gegenwart erinnert wurde, damit ihr nicht Bedenken kamen, wie nahe sie mir war, und sie etwa schon zum nächsten Ersten wieder fortzog.

Obwohl ich eigentlich fort mußte, blieb ich daheim und versäumte ein Konzert, wo etwas von mir zum ersten male gespielt wurde. Ich hatte lange geschwankt, ob ich sie dazu auffordern sollte, und hatte es schließlich gelassen.

Sie mußte sich erst eingewöhnen. —

Ich blieb zu Hause, aber verhielt mich still, um meine Gegenwart nicht zu verraten.

Dafür lauschte ich um so intensiver auf jedes Geräusch, das von oben her kam. Ich hörte sie sich bewegen, hörte wie das Mädchen kam und ihr offenbar das Abendbrot brachte, wie das Zimmer gemacht wurde, und sie wieder allein blieb.

Von da an blieb es still bis gegen zehn Uhr.

Dann hörte ich deutlich wie sie zur Ruhe ging, nachdem sie vorher vielfach im Zimmer hin und hergegangen war, offenbar während sie sich auszog und ihre Sachen fortlegte.

Angestrengt lauschte ich auf jede Bewegung und suchte sie mir dabei vorzustellen. Ein wohliges körperliches Gefühl beschlich mich. Ich legte mich auf die Chaiselongue und schloß die Augen.

Das brennen der Lampe störte mich. Wenn draußen ein Wagen vorbeifuhr, wurde ich nervös.

Dann wurde es ganz still.

Nun lag sie wohl im Bette. —

❦

Ich hatte keinen andern Gedanken mehr als an sie. Des morgens wenn ich aufstand, dachte ich an sie; des abends wälzte ich mich oft stundenlang und fand keinen Schlaf, weil ich sie immerfort vor mir sah.

Ich hatte wieder einige Gedichte von ihr bekommen, und diese Verse beunruhigten mich. Jetzt da sie über mir wohnte, da ich ihre Nähe zu spüren glaubte, ward der Zustand unerträglich.

Nächtelang habe ich kein Auge zugetan. Von nun an war es mit meinem Fleiße vorbei. Nur wenn ich wußte, daß sie zu ihren Stunden ging, tat ich noch etwas, sonst lebte ich nur, sie zu beobachten.

Sie bekam entgegen ihren Worten häufig Briefe; zu gern hätte ich erfahren, von wem die kamen, da sie früher gesagt, sie habe gar keine Bekannte.

Darüber ließ sie sich nie aus, und das erfüllte mich mit einer blinden Eifersucht, obgleich ich nicht das geringste Recht dazu besaß.

Nur von Freundschaft war zwischen uns die Rede.

Ich hatte es nie gelernt, von Liebe zu sprechen. Jetzt drängte alles dazu, ihr meine Empfindungen zu enthüllen, — aber wenn ich dann ihr kaltes, gleichgiltiges Gesicht sah, kam kein Wort über meine Lippen.

In der Einsamkeit meines Zimmers dagegen konnte ich stundenlang vor mich hinsprechen, zu ihr, die doch nichts davon hörte. Seit sie über mir wohnte, hatte

ich keine andere Beschäftigung mehr, als mich mit der abwesenden zu unterhalten; ich dachte mir ihre Antworten aus und entgegnete darauf.

Wie besessen kam ich mir vor. Für nichts hatte ich mehr Interesse. Nur wenn sie in ein Konzert ging, ging auch ich hin; meine wenigen Bekannten vernachlässigte ich vollständig, und nur mit Gerdt kam ich noch zusammen in der Hoffnung, daß ich mit ihm über sie sprechen konnte.

Aber in den seltensten Fällen kam es dazu. Ich scheute mich, anzufangen, zumal er nicht grade liebenswürdig über sie urteilte; und er berührte ein Thema ungern, wovon er wußte, daß wir so verschiedener Meinung waren.

Als ich das erkannt hatte, ließ ich auch ihn fallen, und nun war ich ganz allein. —

Die Kollegen, mit denen man öffentlich zusammenkam und hie und da ein Wort wechselte, zählten ja nicht. Näher kam mir auch nicht einer, zumal ich den jüngeren längst entwachsen war und schon zu denen gezählt wurde, die was hinter sich gebracht haben, die in der Welt etwas bedeuten. —

*

Ich begnügte mich nicht mehr damit, meinen vier Wänden was zu erzählen; ich fing an, Maria gegen-

über aus mir herauszugehen, mit halben Worten und Hindeutungen, — daß sie mich Tag und Nacht beschäftige.

Von ihrer Person sprach ich; ihrem Gesicht, von ihren Augen, und ihrer ganzen so müden Gestalt, die sie stets in langschleppende Gewänder kleidete, die sie so weich umrauschten. Ich schilderte ihr, wie sie auf mich körperlich wirkte, vorsichtig tastend um sie nicht zu erschrecken, und als sie mir nicht wehrte, kam die Begierde offen zu Tage, aber immer nur wenn sie durch die äußeren Umstände geschützt war.

Nie erlaubte ich mir eine solche Freiheit, wenn ich Gastfreundschaft in ihrem Zimmer genoß, aus Furcht, daß sie es mir verbieten würde.

Meine Worte schienen keinen tieferen Eindruck zu machen, ihre Augen blickten halb verlegen, halb neugierig, und um ihre blassen Lippen irrte ein Lächeln.

Niemals eine abwehrende Bewegung, nie ein Wort der Zurückweisung. Wie ein Spiel schien sie es aufzufassen, das sie amüsierte, das ihr die Langeweile vertrieb.

Denn sie langweilte sich. —

Die langen Abende blieb sie allein, wenn ich verhindert war, mit ihr zu gehen. Ihre Herbheit ließ keine Freundschaft zu.

Zum lesen hatte sie keine Ausdauer, machte sich

nichts aus Büchern. Wenn sie zu Hause blieb saß sie müßig da, konnte stundenlang auf die Straße starren, denn nie war eine Handarbeit in ihre Finger gekommen.

Sie saß, sah in das Licht und träumte. —

Das geschah, selbst wenn ich dabei war, daß sie garnicht hörte, was ich sagte, daß sie aufschrak, wenn man sie laut ansprach, und dann erklärte: sie habe geträumt; aber sie konnte nicht sagen, wovon sie geträumt hatte.

Mit ihren blassen Händen strich sie sich dann so müde über die Stirn.

Am liebsten wäre sie draußen auf den Straßen spazieren gelaufen. Ein paar mal war sie abends belästigt worden, oder es folgte ihr einer, wenn sie sich stille Straßen aussuchte, und sie mußte wieder in das Getriebe der Menschen, oder rettete sich in eine Bahn und fuhr nach Hause.

Da es umständlich war, daß ich zu ihr erst hinaufging, so hatten wir Zeichen verabredet, Akkorde, sodaß ich anfragen, oder sie mir mitteilen konnte, ob ich zu ihr kommen sollte. —

Niemand störte uns, da ihr Zimmer direkt nach dem Flur lag.

In der Anfangszeit hatte ich nur gehorcht, was oben vorging, oder lag am Fenster und paßte auf den Schein des Lichtes aus ihrem Zimmer. Erst später fand ich die Verständigung durch die Töne.

Das war so seltsam, wenn plötzlich der Rufton in die nächtliche Stille hinein erklang. Immer neue Sätze kamen hinzu, daß wir bald ein ganzes Lexikon hatten.

Manchmal ging sie aus, ein paar Familien hatte sie, in denen sie verkehrte. Dann gab sie mir die Zeit an, wann ich sie abholen sollte, aber es kam vor, daß wer anders sie heimbrachte; dann sah ich sie am Abend nicht mehr, und das machte mich ganz krank.

Ich war nervös und reizbar geworden, geringfügige Kleinigkeiten regten mich auf, mich, der sich auf seine Gesundheit so viel eingebildet hatte.

❦

Anfangs, wenn ich bei ihr gewesen, war ich vor neun Uhr fortgegangen, dann bat sie einmal, daß ich noch blieb. Sie fürchtete sich so allein.

Im Hause war ein nächtlicher Diebstahl vorgekommen und nun ängstigte sie sich. Das suchte ich ihr auszureden. Sie brauchte nur mit einem Stuhl auf den Boden zu stoßen, und ich würde sofort zu ihrem Schutze bereit sein.

Die leise Sorge, die sie erfaßt hatte, war mir angenehm. Damit kam etwas weiches und weibliches in ihr Wesen, daß sie Schutz suchte bei mir. Ich mußte ihr also etwas sein. —

Ich blieb an jenem Abend lange bei ihr, als längst die Lichter im Treppenhause gelöscht waren.

Lässig streckte sie sich, halb auf dem Sofa liegend; ich erzählte von mir und meinen Plänen, und wie mein Leben ein anderes geworden war, seit ich sie kannte, wie ich nur das eine wünschte, daß es nicht so bald zu Ende gehen möge, weil ich mir garnicht vorstellen konnte, wie es sein würde ohne sie.

Ein Bedürfnis war sie mir geworden.

Und ich rückte ihr näher, sie ließ mich gewähren, wie ich ihre Hand nahm und sie streichelte und mit ihren schmalen, blassen Fingern spielte, und wie ich vorsichtig über ihren Arm fuhr, als wolle ich langsam Besitz von ihr ergreifen.

Ich saß nicht mehr in dem nüchtern möblierten Berliner Zimmer; alles um mich versank. Ihre Augen waren leer ins weite gerichtet, mit einem so erwartungsvollem Ausdrucke; ganz nahe war ich ihr gekommen; nicht mehr laut zu sprechen wagte ich. Mit halber Stimme redete ich weiter. Was, das weiß ich nicht mehr.

Und sie sagte nichts, als ich immer kühner wurde, als meine Hände zitterten, und ich fühlte, nun würde etwas geschehen, nun . . .

Da schraken wir beide zusammen. Draußen tastete wer am Schlosse; mit einem Schlüssel versuchte jemand... wir fuhren auf, ich schon an der Tür, — da war es

nebenan; jemand, der leise die Treppe heraufgekommen war und die Korridortür zur Wohnung aufschloß.

Mit wild schlagenden Herzen standen wir bei einander; — nur, daß die Stimmung nun zerrissen war.

Sie ließ sich nicht wieder erwecken; und nach einer ganzen Weile, als sie sich beruhigt hatte von dem Schreck, der sie erfaßt hatte, ging ich leise die Treppe hinunter, wo zweimal eine Stufe unter meinen Füßen knarrte, daß ich stehen blieb.

Lange noch ging ich ruhelos auf und ab.

Und ich sah, daß auch über mir das Licht brannte bis tief in die Nacht.

Nur, daß es bei ihr wohl die Furcht war, während mich die Enttäuschung wach hielt, daß diese unsinnige Störung dazwischen gekommen war, als ich die Hand nach ihr ausstrecken wollte. —

❦

Weihnachten war vorbei, und wir hatten uns nicht gesehen. Sie war über die Festtage verreist zu Verwandten, wie sie sagte. Sie wollte nicht, daß ich sie zum Bahnhofe brachte, trotz meiner Bitten.

Anfangs wollte ich aufpassen und ihr folgen, dann stand ich davon ab. Es hatte keinen Zweck, und schließlich erfuhr ich ja doch nicht wohin sie reiste.

Sie sollte mir schreiben, wann sie zurückkam, damit ich sie abholen konnte.

Das versprach sie weder, noch lehnte sie es ab, und so verlebte ich die Zeit sehr einsam.

Jetzt erst wurde mir klar, wie sehr ich an ihr hing. Sie fehlte mir überall. Ich hörte keine Schritte mehr über mir, kein Ton drang zu mir. Das Haus war ausgestorben leer.

Zuweilen ging ich hinauf, nur um an ihrer Tür gewesen zu sein; und als die Feiertage vorbei waren, konnte ich aufatmend ihre Rückkehr garnicht erwarten.

Sie hatte nichts von sich hören lassen, keine Zeile, kein Wort; und ich wußte nicht, wann sie heim kam.

Kaum daß ich mich deshalb aus dem Hause traute.

Ich lauerte ihre Wirtin ab, aber die wußte auch nichts.

— Un das ist doch sehr schlimm, sagte sie, denn nu kann ich ja das Zimmer garnich heizen; un denn kommt Fräulein von der Reise in ein ganz kaltes Zimmer. Ich weiß ja garnich wo sie ist; un sie ist abgereist, grade als ich Besuch hatte un hat nich stören wollen. Aber ich denke mir, sie wird selbst so vernünftig sein, un mir noch schreiben. Un dabei sind eine ganze Masse Briefe gekommen.

Die hätte ich gern gesehen, aber wie durfte ich. Es machte mich unruhig, wie viel Post sie jetzt bekam und wie viel sie selbst schrieb.

Ich hatte gedacht, ich würde arbeiten können, aber es war nichts geworden. Beunruhigte mich schon ihre Nähe, so machte ihre Abwesenheit mich ganz unfähig, etwas zu tun.

Gerdt hatte wieder von der Oper angefangen, aber ich war still geblieben.

Einmal am Fenster, als ich nach ihr ausschaute, hatte ich ihn über die Straße kommen sehen, und hatte mich verleugnen lassen.

Ich litt unter dem alleinsein, aber ich mochte keinen anderen Menschen sehen, ich wollte aus meiner Stimmung nicht herausgerissen werden durch das Geschwätz gleichgiltiger Leute.

Und so quälte ich mich mit den Tagen hin; nur am Abend ging ich ein- oder zweimal fort, weil ich ohne ein wenig frische Luft nicht leben konnte, aber immer erst spät, um zehn Uhr, wenn ich damit rechnen konnte, daß sie nun nicht mehr kam.

Und ich täuschte mich doch. —

Gegen Mitternacht kam ich nach Hause, da hörte ich über mir ein leises Geräusch, als ob jemand in weichen Schuhen ging.

Im Hut und Mantel stand ich im dunklen Zimmer und lauschte.

Da wieder! ein Stuhl wurde gerückt, vorsichtig.

Rasch hatte ich abgelegt und spähte aus dem Fenster, ob über mir ein Lichtschein zu entdecken war, — so weit ich mich zum Fenster hinauslegte, nichts.

Es war jemand über mir! . .

Vielleicht wer anders, der sich im Zimmer zu schaffen machte, das war möglich. —

Leise am Flügel ließ ich den Rufton erklingen. Erst leise, dann lauter.

Nichts rührte sich.

Eine Frage! . . aber auch die blieb unbeantwortet.

Dann eine andere, lauter als zuvor, sodaß man es bestimmt oben hören mußte.

Wieder blieb alles still.

Da schlug ich kräftig in die Tasten.

Aber es war vergebens. Jetzt war es ganz still, doch hatte ich das Gefühl, daß sich in dem Raume da oben jemand bewege, — daß sie es war.

Die Leere, diese grenzenlose Oede um mich her schien ausgefüllt.

Nun öffnete ich die Tür, leise, daß niemand es hörte, die dunkle Treppe hinauf, — aber ob ich auch das Ohr anlegte, ich hörte nichts als das wilde Klopfen meines Herzens, das alles übertönte.

Ich spähte nach einem Lichtschimmer, und schon wollte ich leise anklopfen, als unten das Haustor auf-

geschlossen wurde; und ich eilte die Treppe hinunter in mein Zimmer.

Ich suchte mir einzureden, ich hätte mich getäuscht. Das gelang mir nicht, und wieder lief ich stundenlang im Zimmer hin und her, und als ich mich zu Bett zwang, da die Lampe ausgegangen war, fand ich keinen Schlaf.

❦

Sie war an dem Abend gekommen, aber nicht in der Laune gewesen, noch von sich hören zu lassen.

Verändert war sie, das sah ich auf den ersten Blick, so mißmutig, daß ich ganz aus der Fassung kam, denn ich hatte gehofft, sie werde sich gleich mir auf das Wiedersehn gefreut haben.

Mit erstaunten Augen sah sie mich an, als ob ich ihr zum ersten Male in den Weg träte. —

Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, mir den Bart stehen zu lassen, aber am Vormittage hatte ich mir die Stoppeln wieder rasiert. Es sah doch zu scheußlich aus.

Mein ganz bartloses Gesicht, auf das ich bisher so stolz gewesen, das alle meine Bilder zeigten, so daß mich die Leute immer gleich erkannten, gefiel mir seit einiger Zeit nicht mehr. Die Haare, die ich

früher lang getragen, hatte ich gekürzt, schon seit ich sie kannte, sodaß es ganz vernünftig aussah.

Ich hatte mich bis dahin stets recht interessant gefunden; auf Eroberungen hatte ich es dabei wahrlich nicht abgesehen. Die Frauen ließen mich ganz kalt. Jetzt war das anders geworden; ich betrachtete mich mit den Augen einer Frau, ob man sich für mein Aeußeres interessieren könne.

Ich kam mir beinah grotesk vor, alle Linien zu scharf; aber ein Mann brauchte doch nicht schön zu sein. Wenn er nur was leistete, wenn er nur was war. Ich mußte immer an Franz Liszt denken, der mit seinen zahllosen Warzen in dem wahrlich nicht regelmäßigen Gesichte von so vielen Frauen angeschwärmt, ja leidenschaftlich angebetet war.

Das war mir auch geschehen, daß Frauen sich offen für mich interessiert hatten, aber es hatte mich kalt gelassen. Ich gehörte nicht zu den Menschen, die sich lieben ließen, ich wollte Widerstand überwinden, wollte erobern. Für leichte Siege hatte ich kein Verständnis.

Gerade weil Maria so ruhig blieb, reizte sie mich. Das geheimnisvolle zog mich an. Ihre Kälte setzte mein Blut in Wallung.

Nur wie sie mich jetzt gar so fremd ansah, da brach mir der Mut; und als ich mich im Spiegel sah, erschrak ich, eine solche Leidenschaft lag in meinen Augen,

eine verhaltene Wildheit, daß ich mich selbst nicht wieder erkannte.

Langsam kamen wir erst in das alte Geleise; es war, als müsse sie sich aufs neue an mich gewöhnen.

Ich kannte das von mir selbst her. Wenn man viel mit einem Menschen zusammen ist, vergißt man ganz das Aeußere, ist kaum mehr im stande ein treffendes Bild zu entwerfen, weil man ihn in zu viel verschiedenen Situationen gesehen hat, immer einen anderen Menschen, wo alles sich ändert, die Haltung, die Gesichtszüge, alles, alles; und man weiß nicht mehr, welches ist nun der rechte Moment gewesen.

Alle Zufälligkeiten sind abgestreift, man hat sich ein Bild gemacht, das, wenn eine Trennung wieder die Distanz giebt, mit der Wirklichkeit sich nur schwer deckt. —

Ich fühlte bald, wie sie sich wieder an mich gewöhnte.

— Und ich soll noch immer nicht wissen, wo Sie gewesen sind, fragte ich sie.

— Wozu?

— Es interessiert mich. Ist es denn so schrecklich?

— Ja, es war schrecklich, da haben Sie recht.

— Wie Sie das sagen. Man sollte wirklich meinen, es sei Ihr Ernst.

— Es ist auch mein Ernst.

— Da wäre es doch besser gewesen, Sie wären hier geblieben.

— Das wäre es freilich.

— Hat Ihnen jemand was zu Leide getan.

— Zu Leide? — nein! —

— Ja, dann verstehe ich aber nicht . . .

— Sie brauchen auch nicht zu verstehen. Wozu wollen Sie sich den Kopf zerbrechen. Lassen Sie mich mit meinen Sorgen nur allein.

— Ich würde Ihnen so gern helfen.

— Mir kann niemand helfen.

— Das bilden Sie sich ein. Wenn Sie doch ein wenig Vertrauen zu einem faßten.

— Vertrauen? ja doch, das habe ich zu Ihnen, aber mit dem, was mich bewegt, lassen Sie mich besser allein.

— Es tut mir so leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann, daß Sie es mir nicht gestatten wollen.

— Nein, zu bemitleiden brauchen Sie mich nicht. Das ist das letzte, was ich mir wünschte.

— Seien Sie mir nicht böse. Unser ganzes Leben besteht doch aus Mitleid mit den anderen.

— Das glauben Sie ja selbst nicht. Damit bringt man es nicht weit. Egoist muß man sein, sich um die andern nicht kümmern, sie höchstens benutzen, dann hat man was vom Leben. Der Fortschritt besteht immer nur darin, daß man die andern knechtet.

— Wie kann eine Frau so sprechen. Haben Sie denn für Ihre Mitmenschen so wenig übrig? —

— Haben die vielleicht was für mich über?

— Ich denke doch! ich glaube sogar bestimmt. Ich zum Beispiel.

— Sie! . .

Und dabei sah sie mich mit solch einem seltsamen Blicke an, daß ich nicht wußte, war es Mitleid oder eine Art Verachtung.

— Ist Ihnen denn das Leben nichts wert?

— Nein, das ist es nicht, — nichts ist es mir wert, garnichts!

Mit einer Leidenschaftlichkeit hatte sie das hervorgestoßen, daß ich ganz erstaunt sie ansah.

— Und Ihre Kunst? fragte ich.

— Kunst? . . meine Kunst! — ganz recht, daß Sie davon sprechen. Als ob ich etwas könnte, als ob ich je etwas erreichen würde! Das wissen Sie ganz genau, und daher Ihr Mitleid.

— Oh nein — gewiß nicht! Ich fühle nur menschlich mit Ihnen. Ich glaube, daß Sie einmal etwas erreichen werden.

— So, das glauben Sie? — Nun ich beneide Sie nicht um diesen Glauben, ich weiß, daß das Unsinn ist.

— Wie kommen Sie nur auf solche Gedanken. Sie sind doch so jung.

— Muß man dazu erst alt werden?

— Ja, was haben Sie denn für eine Jugend gehabt?

— Eine, die ich meinen Feinden nicht wünschte.

— Wollen Sie nicht einmal alles abwälzen? Glauben Sie mir, wenn man über eine Sache spricht, verliert sie an Häßlichkeit und an Gewalt über unsere Seele. Nicht jetzt, aber einmal, wenn Sie glauben ...

— Wozu? . .

— Ich bitte Sie darum!

Darauf antwortete sie nicht weiter.

* * *

Ich habe bisher allzuviel von Dingen geschrieben, die unwichtig sind, die nur für mich Wert haben — ich habe gezaudert und gezaudert, weil ich Furcht hatte — Furcht, den Tag zu schildern, der zuerst den Schrecken in mein Herz pflanzte, — jenen Schrecken, der mich dann nicht mehr verlassen hat — bis heute nicht.

Mir graute vor dem niederschreiben, aber es muß sein — es muß! — ich muß das alles noch einmal wieder durchleben, so sehr mir vor der Erweckung all dieser Dinge auch bangt. —

Ich kannte das: wie traurig es war, die Neu-

jahrsnacht allein zu verbringen. Aufwachen tat man ja doch von dem Radau, der um Mitternacht losbrach.

Ich bat Maria, mit mir irgend wohinzukommen, oder sich einmal das Gewühl unter den Linden mit anzusehn. Aber da ich wußte, daß sie sich daraus nicht viel machte, ließ ich es wieder fallen.

Ein paar Künstlerveranstaltungen kamen noch in Betracht, aber auch dagegen sträubte sie sich.

— Wollen Sie denn schlafen gehen, fragte ich sie.

— Nein, das nutzt ja nichts. Ich bleibe solange auf; denn aus dem ersten Schlaf geschreckt zu werden, hat keinen Zweck, ich schlafe dann nicht wieder ein.

— Das ist nicht eben amüsant.

— Soll es ja auch nicht. Weshalb sollte ich das Jahr gerade vergnügter anfangen? — Dadurch wird es nicht besser.

Damit mnßte ich mich bescheiden. —

Als der letzte Tag des Jahres angebrochen war und der Sylvesterabend kam, fing ein wildes Schneetreiben an.

Wie öfters schon am Abend war ich nach dem Essen zu ihr hinaufgegangen, und wir saßen und plauderten, das heißt, ich sprach und sie antwortete.

Manchmal las ich ihr vor, das mochte sie gern, aber ich hatte sie im Verdacht, daß sie garnicht zuhörte, daß es eine Art Halbtraum war, in den sie ver-

fiel, weil nur der Klang meiner Stimme an ihr Ohr schlug, sie aber den Inhalt nicht aufnahm.

Ich hatte auch für heute abend ein Buch mitgebracht.

Da fiel es mir besonders auf, und um zu sehen, ob ich mich nicht täuschte, las ich von einer Seite zur andern, — und da wußte ich, daß sie nicht zuhörte, denn sie merkte es nicht. Ich las ruhig weiter für mich, weil ich sie nicht kränken oder stören wollte. —

Eine Stunde hatte ich gelesen, als ich nicht mehr konnte, die Zunge wurde mir trocken und so hörte ich auf.

Sie blieb sitzen wie zuvor, sah nur einmal flüchtig auf. Dann lag ein ängstigendes Schweigen im Zimmer, das auf die Dauer unerträglich wurde.

Mein Herz schlug immer schneller.

Es war ganz still im Hause, das längst geschlossen war. Als ob wir auf einer verlassenen Insel uns befänden.

Und die Zeit rückte immer weiter.

Das alte Jahr ging bald zu Ende, aber mit frohen Gedanken schien sie das neue nicht zu empfangen.

Plötzlich erwachte sie aus ihrer Lethargie, richtete sich auf und ging im Zimmer auf und ab.

Dann fing sie an zu sprechen, stockend, abgerissen. immer nur einzelne Sätze mit langen Pausen:

Was hatte sie denn von ihrem Leben, was sollte einmal aus ihr werden? — Zu einer deutschen Hausfrau war sie verdorben. Jede Handarbeit war ihr schrecklich. Sie mochte kein Staubtuch und keine Bürste in die Hand nehmen.

Und gar der Küchendunst war ihr unerträglich, der ekelte sie so an, daß sie den ganzen Tag lang nichts essen mochte.

In den Tag hinein leben, und doch nicht leben; immer abseits stehen, während die andern sich vergnügten. Lachen hatte sie nicht gelernt, und ihr Geigenspiel, mit dem sie in ihrer Jugend gequält war, hatte sie nur fortgesetzt, um nicht ganz zu verzweifeln, um etwas zu haben, womit sie sich über die Langeweile hinwegtäuschte. Nun war auch das nichts, sie konnte ja nichts.

Auch das eine Enttäuschung. —

Kein Ziel zu haben, auf das man lossteuert, willenlos dem Augenblicke preisgegeben zu sein, bis eines Tages die Sache zu Ende war.

Zwecklos Tag an Tag reihen, — und zu wissen, daß es einmal aus war, vielleicht grade in einem Moment, wo man nicht gehen mochte.

Weshalb sollte man nicht lieber gleich ein Ende machen, anstatt sich nutzlos zu quälen? — Weshalb nicht selbst den Zeitpunkt wählen und gehen, ehe man ganz mürbe gemacht wurde?

Dem Tier, das verwundet am Boden lag, das sich nicht wieder aufraffen konnte, dem gab man den Gnadenstoß und erlöste es von seinen Leiden; den Menschen quälte man im Sinne einer falschen Moral und einer verlogenen Humanität weiter.

Kurzen Prozeß machen mit solchen Invaliden war das einzig richtige, und da die anderen zu feige dazu waren, mußte man selbst die Hand erheben.

Da ging wieder ein Jahr nutzlos zu Ende, das sie nicht weiter gebracht, das ihr nur die Augen über sich selbst geöffnet hatte.

Und ein neues Jahr stand drohend vor einem. Wieder sollte man sich jeden Abend hinlegen und nicht schlafen können, — sich stundenlang wälzen, um von gräßlichen Träumen aus dem Halbschlummer aufzuschrecken, zerschlagen in der Frühe zu erwachen und einen Tag vor sich zu sehen, der einem nichts gab, sondern immer nur nahm und nahm.

Wozu war sie geboren, oder wenn es sein mußte, weshalb waren ihr diese Gedanken gegeben, wo doch die anderen ruhig dahinlebten, — weshalb grade sie so empfänglich gemacht für all das düstere und traurige des Daseins, daß sie keine Stunde recht von Herzen froh wurde.

Wenn sie hätte leichtsinnig sein können, aber auch das war ihr versagt. Dazu paßte sie nun garnicht.

Wäre sie katholisch gewesen, sie wäre einfach in ein Kloster gegangen, um da Ruhe und Frieden zu suchen. Die nüchtern protestantische Auslegung aller Glaubenssachen hatte ihre Phantasie nie belebt. Für sie gab es keine Zuflucht in der Religion.

Sie ging gern in katholische Kirchen; schon der Weihrauchduft umfing so schmeichlerisch, all die Lichter und das bunte Gepränge taten ihr so wohl: aber wenn sie dann hinaustrat auf die Straße, war das alles wie fortgeweht.

Etwas haben, wofür man lebte!

Das war die Inbrunst all ihrer Tage. Aber es gab ja nichts.

Nichts, außer dem Tode. —

Diese angenehme Empfindung: nicht mehr zu denken, nichts mehr zu empfinden, nur zu schlafen; in dem großen Nichts aufzugehen, kein eigenes Ich mehr zu besitzen, sondern im Schoß der Mutter Erde zu verschwinden.

Das war die einzige Hoffnung, daß alles einmal ein Ende hatte. Aber das schönste war: daß man es jeden Augenblick selbst tun konnte. Darin lag die Kraft, über vieles hinweg zu kommen.

Wenn sie dachte, daß ein neues Jahr anfing, so lag ein lockendes darin, einen solchen Augenblick sich zu nutze zu machen, weil der letzte Schritt dann nicht

gar so banal war, sondern einen Zug von Entschlossenheit und Größe zeigte, sodaß man wenigstens nicht allzu kleinlich unterging. —

Ganz entsetzt hörte ich diesen Reden zu, kaum daß ich sie unterbrach.

Da klang von draußen ein erster Kinderruf herauf. Es war Mitternacht! —

Und plötzlich ein lärmen und rufen von allen Seiten.

Ueberall öffneten sich die Fenster, und auch wir traten auf den kleinen Balkon hinaus, wo die kalte Nachtluft uns entgegenschlug.

Die Hände hatte sie um das Gitter des eisernen Balkons gelegt; so stand sie und sah hinab in die Tiefe, die sich vor uns auftat.

Uns gegenüber war ein Neubau, da war es still; aber sonst riefen aus allen Häusern die Leute sich von Fenstern und Balkons den ersten Gruß im neuen Jahre zu; und nun klangen die Glocken hinein, erst dumpf, wie von ferne, dann lauter und brausender, daß die Luft erdröhnte, daß alles mit zu schwingen schien; und dazwischen ein Geknatter von Feuerwerkskörpern, die Jungens auf der Straße abbrannten, der laute Knall explodierender Böllerschüsse, eine unausgesetzte Kanonade, die sich mit dem lärmen und schreien

mischte, während das summen und brummen der Glocken all diese vielen Töne in gewaltiger Umarmung zu einem großen brausen zusammenfaßte, daß einem das Blut vor Erregung schneller durch die Adern pulste.

Ich hörte ein Stöhnen neben mir, das klang, wie: Ich mag nicht länger! . . .

Sie warf sich plötzlich mit dem ganzen Körper nach vorne über das Geländer weg, die Hände vorgestreckt, — aber schon hatte ich sie an den Kleidern erfaßt und riß sie zurück, — mit übermenschlicher Kraft hielt sie sich fest, klammerte sich an die Eisenstangen, während ihr Auge die Tiefe der drei Etagen maß, die sie hinunterstrebte. —

Es war ein wildes ringen und zerren, während sie nach mir stieß, und irr schrie: Lassen Sie mich los! .. lassen Sie mich doch los! —

Aber ich gab sie nicht frei, eher hätte sie mich mit hinunterreißen müssen. Ich hing mich an ihre Schulter, um ihre Finger von dem Gitter loszukriegen, bis sie endlich nachgab und in die Kniee brach. Dann schleppte ich sie tiefer in das Zimmer und schlug die Balkontür hinter mir zu. —

Wie das alles geschah, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur von diesem ringen um Leben und Tod, weiß nur, daß sie dann halb am Boden liegend, mit dem

Oberkörper auf einen Sessel gestützt, das Gesicht im Arm verbarg und fieberhaft weinte und schluchzte.

Dann half ich ihr auf, während das Herz mir vor Aufregung zu zerspringen drohte, und sprach auf sie ein.

Aus einer furchtbaren Angst heraus redete ich mit ihr.

Ich hatte ihre Worte vorhin nur für eine melancholische Anwandlung gehalten, und war nicht im entferntesten auf ihre entsetzliche Absicht vorbereitet gewesen.

In eine solche Aufregung war ich geraten, daß ich redete und bat und flehte und garnicht wußte, was ich sprach.

Ich kniete neben ihr; zum ersten male hatte ich ihren Körper an dem meinen gefühlt, nun umfaßte ich sie, streichelte sie, ihre eisigen Hände, ihren Arm und bettelte, sie solle sich doch nur beruhigen. Wie konnte sie nur so etwas entsetzliches tun.

Sie war ja ihrer Sinne nicht mächtig. Ich selbst auch nicht mehr.

Und draußen noch immer das schreien und schießen, und das wimmernde Glockenläuten, daß mir der Kopf zu springen drohte.

Ich fühlte ihre Tränen auf meinen Händen, und ich ließ sie. Es war das beste, daß sie sich ausweinte, damit diese Nervenkrise sich löste.

Ich hatte klingeln wollen, aber ich traute mich nicht, sie loszulassen; ich hätte schreien mögen und einen Arzt zur Hilfe holen, aber wie sollte ich das alles erklären, wie meine Anwesenheit motivieren?

Und so ließ ich es, hielt sie nur an der Schulter; und ich fühlte, wie ihr das wohl tat, sodaß ich sie nicht frei gab, bis sie vernünftiger wurde.

Langsam und leise sprach ich auf sie ein. Wie hatte sie denn das nur tun können? Ich hatte auch niemanden auf der Welt außer ihr. Sie nur allein war mir etwas. Ich hatte mein ganzes Leben auf sie eingerichtet. Und da wollte sie mir das antun.

Nein, sie durfte nicht so über sich verfügen, da hatte auch ich noch ein Wort mitzusprechen. Ich war ihr ein Freund geworden, würde es ihr immer sein. Sie konnte ganz über mich verfügen, nur diese schrecklichen Todesgedanken mußte sie bannen.

Ich suchte so ruhig wie möglich zu sein, obgleich ich nicht wußte, was ich tun sollte.

Und da kam mir ein ganz törichter Gedanke: daß doch nun bald die Maralieder zur Aufführung kommen würden. *Ihre* Lieder, die mir so gut gelungen waren. Und da hatte sie fortlaufen wollen, ohne sie gehört zu haben? ohne zu wissen, wie sie auf andere wirken würden, auf diese große Menge Menschen, die kommen

würden, sich das anzuhören? — Lag ihr denn garnichts daran, würde ihr das nicht eine kleine Genugtuung sein, und ihr ein wenig Freude bereiten?

Da zum ersten Male hob sie den Kopf und lächelte, mit Tränen in den Augen, lächelte so schmerzlich, daß es mir weher tat, als alles vorher. —

Dann half ich ihr aufstehen. Ich schloß die Fenster ganz fest, rückte ihren Sessel an die Scheiben, stellte einen Stuhl daneben, setzte mich und nahm ihre Finger in meine Hand, die eisig kalt waren, daß ich sie anhauchte und küßte, damit sie warm würden.

Der erste Kuß, den sie von mir bekam, auf diese eisigkalten Hände.

Und ganz leise sagte sie:

— Wie gut Sie doch sind.

— Ich bin nicht gut, sagte ich. Ich habe Sie nur lieb.

Da legte sie sich zurück, ganz matt. —

— Ja, ich habe Sie lieb, und ich möchte Ihnen helfen, möchte alle Sorge von Ihnen fern halten, wenn ich das nur könnte, wenn ich wüßte, was Sie bedrückt. Wollen Sie es mir denn nicht sagen? —

— Es tut so gut, wenn Sie zu mir reden, so gut! —

Und so saßen wir, und ich streichelte ihre Hände, und sprach mit ihr wie mit einem kranken Kinde, und

fühlte, daß sie wieder vernünftig dachte. Es erfüllte mich mit einer solchen Freude, daß ich dazu imstande gewesen war, daß mir fast die Tränen kamen. —

Draußen wurde es leiser und leiser.

Die Glocken schwiegen nun.

Vereinzelt klang von der Straße noch ein Ruf herauf, dann wurde es ganz still. —

Als sei meine Zunge gelöst, sprach ich jetzt von mir und meinen Empfindungen.

Das schien sie einzulullen, daß sie ganz still dasaß, und sich garnicht bewegte, nur ihre Augen ließen mich nicht. Sie glänzten wie im Fieber, und ihre Hände wurden in den meinen heiß, glühend heiß.

Ich hielt sie fest umschlossen, und sprach weiter, immer weiter, nur von mir; ob ihr denn das garnichts war, daß ein Mensch so an ihr hing und in ihr lebte, wie ich das tat.

Damit hatte ihr Dasein doch einen Zweck, und sie durfte nicht mehr frei über sich verfügen, wie es ihr grade beliebte.

Ich weiß, daß keine Logik darin lag; aber darauf kam es garnicht an. Wenn überhaupt nur etwas gesagt wurde, wenn nur jene schreckliche Stille nicht eintrat, die auf uns lasten würde. Solange ich sprach, lächelte sie und sah mich an, während ich immer nur

ihre Hände ansah, diese schlanken, langen Hände, die jetzt so heiß in den meinen lagen.

Es war mir wie im Traume, und ich weiß nicht was geschehen wäre, wenn sie nicht ihre Hände frei gemacht und sich erhoben hätte.

Sie ging an den kleinen Tisch und goß sich ein Glas Wasser ein.

Dieser höchst gleichgiltige Vorgang brachte mich wieder zu mir selbst. Er wirkte ernüchternd auf meine wild erregten Nerven. —

Nun sprachen wir ganz vernünftig mit einander. Es war ein Uhr vorbei, und ich konnte nicht gut länger bleiben, denn ich sah, wie abgespannt sie war.

Aber nicht eher ging ich, bis ich ganz beruhigt war, bis sie aus eigenem Antriebe mir das feste Versprechen gegeben hatte, all diese schrecklichen Todesgedanken abzuwerfen, und nicht in die alte Stimmung zu verfallen, wenn ich fort war.

Ich glaubte endlich dem Versprechen, das sie mir gab, sich still schlafen zu legen. —

— Der Augenblick war so gut, nun ist er verpaßt, sagte sie. So rasch wiederholt sich etwas nicht zum zweiten Male. Nun muß ich es wohl noch eine Weile aushalten.

— Mir zu Liebe müssen Sie es.

— Ihnen zu Liebe! — Ja. Aus Freundschaft;

und nun gute Nacht! Ich bin so müde, und seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen eine so häßliche Neujahrsnacht bereitet habe. Mir ist sehr wirr im Kopfe. Gute Nacht! bis morgen.

Dann ging ich, aber die Angst ließ mich nicht.

In meinem Zimmer lauschte ich noch lange, sah zum Fenster hinauf. Dann glaubte ich endlich zu hören, daß sie, wie sie mir versprochen hatte, zu Bett gegangen war.

Halb im einschlafen jagte die Erkenntnis mich auf, daß ich mir eigentlich alles hatte entgehen lassen.

Im Augenblicke, als ihre Hände anfingen zu glühen! — Allein die Angst in mir war übermächtig gewesen, die Angst, sie könnte von ihrem Vorhaben noch nicht gelassen haben.

Ein anderer an meiner Stelle hätte wahrscheinlich anders gehandelt und es nicht bei Worten gelassen; aber ich kannte mich in all diesen Dingen nicht aus. Erst hinterher hatte ich immer das Bewußtsein, wie ich anders hätte handeln müssen.

Mir tat es nicht leid, — ich hatte das frohe Gefühl, wie gut es gewesen, daß ich bei ihr geblieben war, an diesem Abend.

Ich mochte mir garnicht ausmalen, wie es gewesen,

wenn ich am folgenden Morgen ahnungslos das schreckliche erfahren hätte.

Mit dem Gedanken, ein Menschenleben gerettet zu haben, schlief ich ein; und die Hoffnung keimte in mir auf, daß es nun, nach dem was zwischen uns geschehen war, leicht sein würde, nicht nur ihr Vertrauen und ihre Freundschaft, sondern alles zu erringen, wonach meine Wünsche strebten. —

❦

Ein frostklarer Wintertag war angebrochen. Ich war früh ausgegangen, hatte Blumen gekauft, und sie mit einem Briefe, in dem unter scheinbar gleichgiltigen Worten doch viel gesagt war, ihr zugesandt.

Ich hatte angefragt, ob sie bei dem herrlichen Sonnenscheine nicht einen Mittagsspaziergang mit mir machen wollte.

Um zwölf Uhr klopfte es bei mir, und sie stand im Pelz da, um mich abzuholen.

Eine leichte Röte konnte sie nicht verbergen, und eine unklare Verlegenheit ließ uns anfangs nur stockend mit einander reden.

Die Vorgänge der verflossenen Nacht wurden mit keiner Silbe erwähnt.

Wir gingen in den Tiergarten, und auf den vom

Schnee gesäuberten und mit gelbem Sande bestreuten Wegen wanderten wir der Siegesallee zu.

Ueberall Menschen, und soviele Kinder an der Hand ihrer Bonnen oder mit den Eltern; Wagen und Schlitten mit Leuten, die Blumen in der Hand hielten, alle mit frohen Gesichtern, manche ein wenig verkatert, aber erfrischt von der windstillen Kälte und dem leeren Sonnenschein, der alle Dinge in wunderbarer Klarheit zeigte.

Der Himmel tiefblau, dazu der frische Schnee auf den Rasenflächen, auf Sträuchern und Bäumen.

Es war ein Vergnügen, zu gehen; und als wir ein wenig abseits von den großen Wegen waren, nahm ich ihren Arm und legte ihn in den meinen. Sie ließ es lächelnd geschehen, sträubte sich auch nicht einen Augenblick.

Ich dachte bei mir: wie ein verlobtes Paar; und auch sie mußte wohl etwas ähnliches denken.

Die dunklen Schatten der Nacht waren verflogen.

Wie viel hat doch die Tageszeit und das Wetter mit unserer Stimmung zu tun!

Manchmal so sanft mildernd, wenn eine trübe Stimmung mit einem stürmischen Novemberabend zusammenfällt; dann aber den Gegensatz verschärfend, wenn man mit seinem Schmerze in lachender Umgebung sein muß, wo alle voller Frohsinn sind, und man sich wie verstoßen von der Tafel des Lebens vorkommt.

Nun gingen wir so froh zu zweien. Wir sagten uns nicht viel, das war auch nicht nötig. —

Als wir unter Menschen kamen, ließ sie meinen Arm los.

Ich bat sie, ihn doch wieder zu nehmen, weil ich stolz war, neben ihr zu gehen, die so vornehm und elegant aussah.

Aber sie weigerte sich. Nicht um ihretwillen, — ich durfte es nicht, meinte sie. Was sollten meine Bekannten denken, wenn sie sahen, daß ich mit einer Dame am Arm ging. Die würden sicher fragen.

Und wenn sie es taten, erwiderte ich, was schadete das? So würde ich ihnen sagen: Das ist meine liebste Freundin, das einzige Wesen auf der Welt, das mir wirklich nahe steht.

Aber sie lächelte nur, und nahm den Arm nicht wieder.

Wenn ich so unvernünftig sei, mußte sie eben Verstand für uns beide haben. Und so gingen wir neben einander hin, die Siegesallee auf und ab, und dann unter den Linden, wo wir uns von dem Strome der Spaziergänger treiben ließen.

Lauter Menschen, die gekommen waren, um zu sehen und sich einen Genuß zu verschaffen. Im Zeughause hatte der Kaiser heute die Parole ausgegeben, und Hofwagen jagten zwischen den Equipagen dahin. —

Sie hatte keine Lust, allein zu essen; und nachdem sie ihrer Wirtin telephoniert hatte, kam sie mit mir in eine kleine Weinstube, wo ich früher oft gespeist hatte; an einem gemütlichen Tische fanden wir Platz, ein wenig abgesondert. Von dem großen Saale her klang Musik, und wir fühlten gar keine Lust aufzustehen, in einer so angenehmen Laune waren wir beide.

Endlich mußten wir aufbrechen, gingen zurück durch den verschneiten Tiergarten, die Chaussee immer weiter bis hinaus nach Charlottenburg, wo wir in der Flora einkehrten, und bis zum Abend saßen. —

Als wir heimgingen, war es immer noch nicht spät, und zum ersten Male bat ich sie, bei mir eine Tasse Thee zu trinken, wozu ich stets alles da hatte.

Wir dachten beide, daß es oben bei ihr nicht gut war, daß erst der gestrige Abend vergessen sein mußte. Nach kurzem zaudern willigte sie ein.

Sie hatte bei Tage wohl in mein Zimmer gesehen, aber bei Licht war es doch anders. Da gewinnt ein Raum an Gemütlichkeit, und bekommt eher etwas persönliches. —

Wieder saß ich vor ihr, wie gestern, aber nun war alles ganz anders. Sie ließ mir ihre Hand, und es lag in ihren Augen wie Erwartung. Der süße Duft

von Heliotrop, der sie stets umgab, wehte mir entgegen und nahm mich ganz gefangen, daß ich ihn tief und wohlig einatmete.

Sie duldete, daß ich ihre Schulter umfaßte und wehrte es nicht, als ich nach langem plaudern sie küßte.

Sie erwiderte meine Liebkosungen nicht, aber sie ließ geschehen, daß ich sie an mich preßte, daß ich sinnlos mit ihr sprach, die stumm blieb, während ich sie mit Zärtlichkeiten überschüttete.

Ganz matt war sie, im Flüstertone sprach ich zu ihr; und wie eingeschläfert ging sie endlich von mir, als es spät geworden war; sie ging wie sie gekommen war, denn den rechten Mut hatte ich so wenig gefunden wie am Abend zuvor.

Ich schalt mich einen Toren, einen Knaben, über den sie gewiß mitleidig lächelte — denn ich hatte den Glauben, daß sie mir alles gewährt hätte, wäre ich kecker gewesen. —

Und doch lag ein so bezaubernder Reiz für mich darin, daß sich mir das große Mysterium der Liebe noch immer nicht entschleiert hatte, daß die Offenbarung noch geheimnisvoll, fast greifbar vor mir lag, und daß es eines Tages kommen mußte, — kommen mußte in Schönheit.

Mich quälte die Vorstellung der notwendigen Unordnung, das ungewohnte hielt mich zurück, weil ich in der Furcht lebte, mir damit alles zu zerstören.

Wie soll man alles richtig gestalten, ohne den andern zu erschrecken, wenn man es niemals durchgemacht hat.

Das hält uns am stärksten zurück, das ist imstande, die tollste Leidenschaft zu bändigen.

Aber nur für eine Zeit, — denn mit jedem Tage begehrte ich sie heißer, — und eines Abends geschah, was lange schon drohte.

Ich bat und flehte sie an, — mit großen Augen, schwer atmend saß sie da, und wehrte sich nicht. —

Ich wußte nicht, ob der Schreck sie gelähmt, ob es eine Art Erstarrung war, — ich weiß nur, daß sie alles geschehen ließ — aber auch nichts anderes. Wie eine Puppe hielt ich sie im Arme, — und als der erste Rausch vorbei war, war mir so todestraurig zu Mute, daß ich begriff, wie jemand aus solch einer Stimmung heraus zum Selbstmord kommen konnte.

Zuweilen durchlief sie ein zittern, aber sie sprach nicht.

Und dieses verbissene Schweigen quälte mich, weil ich nicht wußte, was sie nun von mir dachte.

Mit furchtbarer Deutlichkeit stieg die Scene der Sylvesternacht vor mir auf, angstvoll wartete ich auf jede Bewegung; — aber sie schloß nur die Augen und schwieg, während ich mit wild klopfendem Herzen dasaß und sie beobachtete.

Eine halbe Stunde verging so wortlos, dann schlug sie die Augen weit auf.

— Sind Sie mir böse, fragte ich sie.

— Nein! —

Und sie streckte mir die Hand hin. Nun fing ich wieder an, ihr von meiner Liebe zu sprechen, mit ganz zarten Worten.

Sie strich sich ein paar mal über die Stirn, als wolle sie etwas fortjagen, dann bat sie, ich möchte ihr eine Cigarette geben.

Daran hatte ich noch nie gedacht, hatte sie auch nie rauchen sehen; aber mit großer Geschicklichkeit hielt sie die Cigarette und blies den Rauch vor sich hin.

Als sie gegangen war, und mir, wie selbstverständlich, den Mund zum Abschiedskusse gereicht hatte, so daß eine große Freude mich erfüllte, da wußte ich nicht mehr, war das alles nur ein Traum gewesen, oder Wirklichkeit.

Hatte meine Phantasie mir das vorgespiegelt oder hatte ich sie wirklich im Arm gehalten.

Der Rauch im Zimmer, die halb abgebrannte Cigarette waren der Beweis, daß sie bei mir gewesen.

Allein vergebens suchte ich, wo sich nun etwas geändert hatte. Ich war derselbe wie zuvor. Nichts neues war in mir. Ich hatte gewähnt, ein Vorhang

würde sich auftun, ein neues Leben sich mir erschließen, — nichts war geschehen! —

Nur das Gefühl der Beschämung, jetzt wo ich alles im nüchternen Lichte betrachtete, und eine Enttäuschung, die wuchs und wuchs.

So banal hatte ich mir das alles nicht vorgestellt.

Das Zimmer hatte im Halbdunkel gelegen, und ich wußte nichts mehr, als ob alle Sinne umnebelt gewesen waren. Alles verschwamm in meiner Erinnerung.

Der eiskalte Schrecken nur zitterte in mir nach, wenn ich sie mir vorstellte, wie sie hinterher da gesessen und vor sich hingestiert hatte.

Da hatte ich geglaubt, nun werde der Anfall sich wiederholen, — statt dessen hatte sie mir die Hand gereicht und gelächelt.

Das verstand ich nicht. —

Ich fragte mich, was nun werden sollte und trug mich mit dem Gedanken, ihr womöglich noch heute zu sagen, gleich zu ihr hinaufzugehn und ihr zu erklären, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchte um die Zukunft, daß ich alles tun würde, was sie verlangte.

Sie sollte nicht etwa die Nacht in trüben Gedanken um die Zukunft hinbringen; da hörte ich, wie sie sich schlafen legte, deutlich hörte ich, wie sie sich umdrehte und offenbar die rechte Lage zum schlafen suchte.

Das gab mir alle Ruhe wieder, und hielt mich ab, sie noch zu belästigen. —

Ein klein wenig Stolz mischte sich auch ein, daß ich nun kannte, was ich als das höchste vom Leben erwartet hatte, wenn es auch eine Enttäuschung war. Aber daran waren wohl mehr die äußeren Umstände schuld, und das würde sich gewiß später anders gestalten. —

❦

Es gab sich alles viel einfacher, als ich mir dachte.

Ein wenig verlegen war sie, als ich sie auf der Straße traf. Ich hatte sie vor dem Hause ihres Lehrers erwartet, wo ich in Ungeduld lange auf und ab gegangen war.

Ihre Augen blickten klar, und ganz frisch ging sie neben mir her und erzählte von ihrem Geigenlehrer, der ein Original war, und sich garnicht in großstädtische Verhältnisse finden konnte.

Das gefiel mir an ihr; und da sie so guter Laune war, bat ich sie, mit mir am Nachmittage nach Wannsee hinauszukommen.

Sie ging darauf ein; und gleich nach Tisch fuhren wir nach dem Wannsee, der ganz gefroren war.

Die Villen und die Bäume ringsum lagen im

Schnee, breite Wege waren auf dem See gefegt, und das Eis, das viele Sprünge zeigte, krachte und donnerte unter unseren Füßen. Zuweilen klang es wie ein ferner Kanonenschuß, und man hörte deutlich wie ein Riß knatternd durch die Eisfläche lief.

Es schien, als müßten die Schollen brechen und wir alle in die Tiefe sinken. Wenn man unter sich blickte, sah man durch das kristallene Eis tief hinunter, zwischen haarscharfen Sprüngen und großen weißen Blasen hindurch, daß man den Grund zu sehen meinte.

Die Kälte war so anhaltend scharf gewesen, daß die ganze Havel gefroren war. Am Cladower Sandwerder vorbei, liefen wir zum großen Fenster, dann uns am Ufer haltend, weil die Mitte noch nicht völlig sicher war, am Lindwerder und an Schildhorn vorbei nach Pichelswerder, während vor uns in der Ferne die Türme von Spandau im leichten Nebel zum blauen Sonnenhimmel aufragten.

Zuweilen schoß ein Segelschlitten pfeilschnell vorbei, über das Eis surrend; sie kreuzten gegen den Wind auf und liefen in großen Kehren von einem Ufer zum andern.

Einzelne Läufer waren nur selten, meist zu mehreren, ganze Gesellschaften, die hier, wo der Wind den Schnee weggetrieben hatte, in Reihen oder in langen Ketten, sich an den Händen haltend dahinjagten.

Wir hatten die Arme gekreuzt, und sie schmiegte

sich an, während wir gegen den Wind liefen, der nicht unangenehm war, sondern erfrischte.

In Pichelswerder kehrten wir ein; und auf der Rückfahrt hatten wir den Wind im Rücken, daß wir uns treiben ließen.

Der Mond war aufgegangen und so klar, daß niemand daran dachte, abzuschnallen. Allein ich mußte zurück, da ich in einer Gesellschaft ein paar meiner Lieder zu begleiten hatte. —

Sie war vom laufen so müde, daß sie erklärte, sie würde sich bald hinlegen; als ich zu meiner Gesellschaft ging und noch einmal bei ihr anklopfte, rief sie mir durch die Tür guten Abend zu. Sie sei nicht mehr ganz angekleidet, und könne mir nicht öffnen.

Ich hätte sie gern noch gesprochen, nun mußte ich so gehen. —

❦

Die Tage gingen hin, und es war, als sei garnichts gewesen, und ich hatte nicht den Mut gefunden, ein Wort zu sagen.

Als sei garnichts geschehen, so lebten wir neben einander, und ich wagte es nicht einmal mehr, ihr zu sagen, wie ich nur noch für sie lebte und an sie mein ganzes Herz gehängt hatte.

* * *

Dann kam der Abend, wo die Maralieder zum ersten Male gesungen wurden.

Eine junge Sängerin, Anna Sybel, die schon kleinere Erfolge errungen hatte, sollte sie singen.

Ich hatte mit ihr geprobt, weil mir manches nicht gefiel, und ich mir die ganze Art, sie zur Geltung zu bringen, anders gedacht hatte.

Das junge Mädchen ging auf meine Hinweisungen mit solchem Verständnis ein, daß man seine Freude daran haben konnte.

Sie erfaßte den inneren Gehalt der Lieder, und mit ihrer wunderbar geschulten Stimme brachte sie jede Feinheit zur Geltung.

Schon drei Tage zuvor war ich voll froher Zuversicht, und sie wurde nicht getäuscht. Es war ein unbestrittener Erfolg. Nach jedem Liede ein allgemeiner Beifall. Drei von den Liedern mußten wiederholt werden; am Schlusse wurde ich aufs Podium gezerrt, mußte wieder und wieder mich verbeugen, während ich die Sängerin vorzuschieben suchte, die sich zurückhalten wollte, um mir den alleinigen Triumph zu gönnen, bis ich sie vorzog und ihre Hand an die Lippen führte und küßte.

Durch den tosenden Beifall, der losbrach, sah ich zwei Augen auf mich gerichtet, zwei Augen, in denen eben noch ein unaussprechlicher Jubel gelegen hatte,

und die sich plötzlich verfinsterten, daß es wie eifersüchtiger Haß darin glomm. Scharf und schneidend blickten die Augen, und das ganze Gesicht zog sich im Krampfe zusammen.

Da erst kam es mir zum Bewußtsein, daß auch sie Anteil an meinem Erfolge hatte, wahrlich nicht den geringsten. Von ihr waren die Lieder; sie hatte mir die Stimmungen gegeben; ich hatte nur den Klang der Verse mit meiner Musik gehoben; die Ehren dieses Abends galten eigentlich ihr.

Ihr hätte ich die Hände küssen müssen, sie mußte hier neben mir stehen, — mußte allein hier stehn, und ich bescheiden im Hintergrunde. —

Einen bittenden Blick warf ich ihr zu, aber das Gesicht erhellte sich nicht. Am liebsten hätte ich all den Beifall klatschenden Leuten zugerufen: hier, dieser da gebührt euer Lob — nicht mir! — Maria ist die Mara meiner Lieder; — aber schon war es vorbei, und ich stand im Künstlerzimmer und mußte die Hände der lieben Kollegen drücken.

Erst geleitete ich meine Sängerin noch zu ihrem Wagen. Diesmal, wo es doch niemand sah, getraute ich mir nicht mehr, ihre Hände zu küssen; aber sie dankte mir, daß sie durch mich ihren ersten, wahrhaft großen Erfolg errungen hatte, und fragte immer wieder, ob ich auch mit ihr zufrieden gewesen sei.

Dann erst konnte ich mich in den Saal zurück begeben; aber auch da kam ich nicht weiter, wurde fest gehalten, und mußte warten, bis die letzte Nummer und damit das Konzert zu Ende war.

Alle Mühe hatte ich, daß Maria im Gewühl der aufbrechenden Menschen nicht vorüber ging, daß sie nicht einen andern Ausgang wählte; aber schon war ich bei ihr.

Ihr Gesicht heiterte sich auf. Ich fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte vor Erregung. —

So leicht war es nicht, durch die Menschen zu kommen. Bis sie ihre Garderobe hatte und wir gehen konnten, hatte ich noch so vielen Leuten die Hand zu drücken, die mir alle ein Wort sagen wollten. Es war mir schrecklich lästig, weil sie alle so neugierig Maria anstarrten, und ich ihnen doch nicht im vorbeigehn sagen konnte, daß *sie* die Gedichte geschrieben hatte, so gern ich es getan hätte.

Endlich waren wir aus dem Schwarm heraus.

Draußen schlug uns der Schnee entgegen, aber wir achteten nicht darauf. Beide hatten wir das Bedürfnis uns zu bewegen, wir mußten zu Fuß gehen.

Es war seltsam; ich konnte sie nicht mehr Maria nennen; sie war für mich die Mara meiner Lieder geworden, und als Mara mußte ich von jetzt an mit ihr sprechen. —

Wortlos kämpften wir gegen den Sturm an, und das beruhigte mich ein wenig.

Fester und fester klammerte sie sich an meinen Arm, — und zu Hause, als sie den Mantel abgeworfen hatte, warf sie sich mir in die Arme mit einer Leidenschaft, die mich erschreckte, die ich bei ihr nie vermutet hatte, die ich nur aus ihren Gedichten geschöpft hatte. Das war keine sanftmütige Maria, das war die wilde Mara meiner Lieder.

Ihre Hände griffen mich wie mit Klammern, ihr Mund preßte sich auf den meinen mit solcher Wildheit, daß meine Lippen blutig wurden, — eine Raserei der Leidenschaft ergriff sie, und teilte sich mir mit, daß wir uns fast erstickten.

Alles in ihr war in Aufruhr; es gab nichts mehr — keine Welt, keine Menschen — nur wir beide, ganz ineinander — nur unsrer Liebe, die uns heute für immer verkettete, daß es nun kein zurück mehr geben konnte. —

Das war, was ich mir jahrelang erträumt und ersehnt hatte. Der Vorhang ging hoch! — ein neues trat in mein Leben, ein gewaltiges: die Leidenschaft, von der ich bisher immer nur geträumt hatte, — so daß ich als ein anderer erwachte, einer den die Liebe geweiht hatte.

Eine wilde Brautnacht feierten wir, ein Bacchanal

der Liebe, ein heidnisches Fest der Sinne, — daß ich alles dahingegeben hätte, Leib und Seele für diese eine Nacht, die all meine Träume erfüllte. —

❦

Keine Reue am andern Tage.

Wie ein Sieger kam ich und pochte gegen Mittag an ihre Tür, — aber niemand war da, der mir öffnete. —

Den ganzen Tag mußte ich warten bis zum Abend, — und als ich sie traf, da war sie in Hut und Mantel und wollte fortgehen.

Ich forschte in ihrem Gesichte, aber das war ruhig wie früher; ihre Stimme klang wie sonst, kein Unterschied, sodaß ich ganz verblüfft war.

Ich traute mich nicht, mich ihr zu nähern — aber nach ein paar unpersönlichen Sätzen, ging es nicht anders, und ich sprach sie mit du an. Ihre Lider zuckten eine Sekunde — dann ging sie darauf ein, als sei es seit Jahren gewesen, so selbstverständlich und ruhig.

Das begriff ich alles nicht, und wie vor den Kopf gestoßen, ging ich auf der Straße neben ihr.

Sie wollte in die Oper, und ich begleitete sie dahin.

Da ich nichts vorhatte und unmöglich allein bleiben

konnte, nahm ich mir ein Billet, und der Zufall wollte es, daß ich sie von meinem Platze aus sehen konnte, die nach mir im Hause suchte, aber mich nicht entdeckte.

So hatte ich bis zur Pause Zeit, sie zu beobachten, wie sie ganz ruhig da saß. Nur zuweilen strich sie über die Stirn, wenn eine Haarsträhne ihr in das Gesicht fiel, diese wilden, dunklen Haare, die ihr ein so eigenartiges Aussehen gaben.

In der Pause gingen wir in dem hellen Foyer; aber sie bat mich, daß wir vor den Leuten uns mit Sie anredeten. —

Ich hatte kaum nach der Bühne gesehen, wußte kaum, daß man die Götterdämmerung gab; die Musik diente mir nur, daß ich an die letzte Nacht dachte und sie ansah, wie sie im Parkett zwischen all den vielen Menschen saß, die uns beide nichts angingen.

Ganz seltsam schien mir das, wie wir getrennt waren, und niemand wußte, daß wir zusammen gehörten, daß diese schlanke, blasse Dame mir gehörte, und mein gewesen war. —

Es war Mitternacht, als wir heimgingen — und da fühlte ich die Entfremdung wachsen.

Meine Sinne waren einzig von ihr erfüllt, — sie aber stand im Banne dessen, was sie gehört und

gesehen hatte, — von nichts anderem mußte sie zu sprechen, als ob ich garnicht auf der Welt sei, als sei nichts geschehen — nichts! —

Und aller Mut sank mir. Ich hatte ihr so viel sagen wollen, und mußte nun alles in mir verschließen, weil meine Worte in dieser Stimmung bei ihr kein Echo fanden. Und ich schwieg, weil ich glaubte, sonst ihr Gefühl zu verletzen.

Bei dem Gedanken beruhigte ich mich wieder, daß es töricht sei, mir einzubilden, eine Frau würde Worte finden, um klug und gebildet über ihren Fall zu reden. —

So tat denn auch ich, als sei noch alles wie vor ein paar Tagen, nur das du kam mir jetzt selbstverständlich auf die Lippen. Das Recht ließ ich mir nicht nehmen. Aber sie war mir ein Rätsel, und ich verstand sie nicht.

Beim Abschied auf der Treppe, als ich wieder hinunter ging, da sie Kopfschmerzen hatte, übermannte es mich, daß ich sie umfassen mußte und ihr sagen, wie sehr ich sie liebte.

Und ich fragte sie, ob sie mich auch lieb habe, und da fand sie nur das eine Wort:

— Gewiß! —

Aber diese Gewißheit blieb mir nicht, als ich allein war. Da kamen die Zweifel und quälten mich.

Ihr war noch kein Wort der Liebkosung über die Lippen gekommen. Auf alle Fragen gab sie Antwort, — aber außer an jenem einen Abend hatte noch keine Bewegung mir verraten, wie sie für mich empfand. —

Und so blieb es eine ganze Zeit. Sie sträubte sich nicht; aber sie schien unempfindlich, und ging nicht wieder aus sich heraus.

Kaum daß sie mir wehrte, als sei ihr das alles ganz gleichgiltig. —

*

Ich traf jene Sängerin wieder, der ich so viel verdankte; ich stand mit ihr lange zusammen und hatte vieles mit ihr zu besprechen. Sie hatte eine Konzertreise hinter sich, die sie durch Mitteldeutschland geführt hatte, und überall hatte sie die Maralieder gesungen.

Davon erzählte sie mir, daß mir ganz warm wurde, und ich anders mit ihr sprach, wie sonst wohl mit einer Dame, daß mir heiß wurde, und ich ihr in der Aufwallung meiner Erkenntlichkeit oft die Hand schüttelte und lachte und plauderte.

Das hatte Mara gesehen; ich wußte es nicht, und konnte mir ihr verbissenes Schweigen nicht erklären, als wir vom Beethovensaale kommend, den Weg am Kanal einschlugen.

Ganz plötzlich fing sie an, nachdem ich sie wohl zehnmal gefragt hatte, was sie habe; ob sie es denn mir, ihrem Freunde nicht anvertrauen wollte.

Sie blieb stehen und sagte in einem wegwerfenden Tone:

— Freund? — Ein schöner Freund das!

— Aber wieso denn?

— Tu doch nicht so.

— Aber ich weiß wirklich nicht, was.

— Du weißt nicht? Verstell' dich nur nicht.

— Aber ich verstelle mich garnicht.

— Das habe ich gemerkt.

— Was hast du gemerkt?

— Daß du dich nicht verstellst; das haben ja alle gesehen, wie du der dummen Pute schön getan hast.

— Dumme Pute? Erlaube mal . . .

— Ja, dumme Pute! Diese affektierte Person, die dir die Lieder mit ihrer Talentlosigkeit verhunzt hat.

— Ach, du sprichst von Fräulein Anna Sybel. Erlaube mal . . .

— Ich erlaube garnichts — ich will nicht, daß du mit so einer schön tust; daß du kein Auge und kein Ohr mehr für mich hast, daß du so einer schöne Augen machst, und ihr Komplimente sagst.

— Aber das habe ich ja garnicht getan. Sie hat mir von ihrer Tournée mit den Maraliedern berichtet,

und ich wollte dir eben alles erzählen, was dich gewiß auch freuen wird, — aber du wolltest ja nichts hören.

— Das sage ich dir: ich lasse mich nicht so zurücksetzen.

— Es setzt dich ja kein Mensch zurück!

— Doch, das tust du, mit jedem Worte, mit deinem ganzen Betragen.

— Aber ich bitte dich, rege dich doch nicht auf. Du befindest dich im Irrtum. Das war eine ganz harmlose Unterredung, und nie im Traume würde es mir einfallen, dich zu kränken.

— Im Traume nicht — aber im wachen tust du es.

— Du bist erregt, liebes Kind.

— Nenne mich nicht liebes Kind! — Ich bin dein liebes Kind nicht!

Darauf konnte ich nichts erwidern, nur sah ich, daß sie am ganzen Leibe zitterte.

Ich versuchte ihren Arm zu fassen, aber sie entriß ihn mir.

— Faß mich nicht an!

— Beruhige dich doch, ich habe dir doch nichts getan.

— Du hast nichts getan! — nichts getan! — Das hat man nun davon — das ist der Dank für alles. Das erste beste Frauenzimmer braucht blos zu kommen,

und es ist alles vergessen; man kann in der Ecke stehn und zusehn, wie der Herr mit anderen poussiert. —

Ich mußte lachen, und lachend rief ich:

— Das ist ja Unsinn.

— Unsinn? — Was ich mit meinen Augen sehe? —

— Du bist ja nicht recht gescheit. Das ist ja der helle Wahnsinn. — Aber so laß dir doch sagen . . .

— Ich will nichts wissen. Laß mich in Ruh! —

— Gut, — wie du willst.

— Da lügt er einem was vor von Liebe und Treue, da fleht und bettelt er, bis man ihm schließlich glaubt — und dann . . . aber ganz recht geschieht einem, ganz recht . . . . Nein, das ertrage ich nicht . . . das ist zu viel . . .

Wir waren an der Hohenzollernstraße, wo der Schiffahrtskanal einen Bogen macht, und das Wasser sich dicht an der Rasenfläche hinzieht.

Da blieb sie stehen. Ich stand neben ihr ganz fassungslos über ihre Erregung, — als sie sich mit einem male umwandte und schluchzend auf das Wasser zueilte, so hastig, daß ich ihr kaum folgen konnte.

Ehe sie die Böschung hinab konnte, hatte ich sie am Arm gefaßt; — sie wehrte sich und wollte sich losreißen, stieß mich zurück, aber da kamen Leute, und ich sagte ebenso erregt, wie sie:

— Wenn du noch eine Bewegung machst, rufe ich die Leute zu Hilfe! —

Von der anderen Seite her kam langsam ein patrouillierender Schutzmann. Das brachte sie zur Besinnung und sie ließ sich von mir wegführen.

Auf der nächsten Bank brach sie zusammen, weinte und schluchzte so wild.

Endlich konnte ich auf sie einsprechen. Sie wurde stiller und wieder vernünftig, und lehnte sich matt an mich.

Hie und da fragte sie, wenn ich etwas beteuerte:

— Ist es auch wahr? —

Und ich bekräftigte es ihr, und versprach: wenn die kleine Sängerin ihr so verdächtig war, dann wollte ich nie wieder mit ihr ein Wort reden. —

Was ich ihr alles versprochen habe, weiß ich nicht mehr; ich atmete auf, als ich endlich die Haustür aufschloß, und sie glücklich im Hause hatte.

Sie war noch immer in Tränen, ganz matt und schlaff, aber ließ mich nicht los; und die Zornesstimmung löste sich in das Gegenteil, daß sie sich mir wieder einmal gab wie in jener Nacht, noch wilder und schrankenloser. Es war ein Fieber, in dem alles vergessen ward, was vorhergegangen war.

Als ob eine ungeheure Spannung ausgelöst wurde; es wirkte wie eine gewaltsame Eruption; erst die Verzweiflung — und dann diese sinnlose Bejahung des

Lebens. So war es immer mit ihr. Hinterher dann eine apathische Zerschlagenheit, während bei mir alles in Aufruhr blieb, meine Nerven zitterten, mein Herz schlug.

Ich brauchte nur an diese schrecklichen Einleitungsscenen zu denken, und die Angst war da, das Bewußtsein: ganz machtlos zu sein; in solchen Augenblicken war sie offenbar ihrer Sinne nicht mächtig, sie wußte garnicht, was sie tat oder sprach. —

Mir war es Bedürfnis, später in Ruhe darüber zu sprechen, ihr und mir klar zu machen, wie töricht das alles war, — allein sie wollte von nichts mehr wissen. Es war geschehen und erledigt — damit gut!

Und so blieb alles wie zuvor, und ich konnte nichts tun, um Wiederholungen vorzubeugen. Jeden Augenblick konnte das drohende sich wieder ereignen. —

Es war eine ganze Weile Ruhe. Nur manchmal war sie zu nichts zu gebrauchen. Dann wußte sie nicht was sie wollte, ihr war alles gleich. Wenn ich ihr einen Vorschlag machte, ihr die Wahl ließ, konnte sie sich nie entschließen.

— Wie du willst, sagte sie.

Anstatt nun einfach zu entscheiden, verlangte ich, sie möge ihre Meinung geben, aber das konnte sie nicht.

Alles war ihr gleichgiltig, daß es mich ganz nervös machte.

Ich quälte sie, aber sie blieb apathisch, und schließlich kam nichts dabei heraus; und wir ließen alles und blieben zu Hause. —

Wenn sie so da saß, und keine Antworten gab, die Blicke nach oben gerichtet, daß man vom Auge nur das Weiße sah, dann wußte ich schon, es war mit ihr in solcher Stimmung nichts anzufangen. Dann ließ ich sie einfach und ging.

Die ersten male ging das wohl; später begehrte sie auf. Dafür dankte sie, einfach allein gelassen zu werden. Das ertrug sie nicht, daß sie mit ihren Gedanken da saß, die sie zermarterten.

Und so sah ich mich gezwungen, zu bleiben. Ich nahm eine Zeitung vor oder ein Buch, aber ich kam nicht zum lesen. Ich ließ sie unter wahnsinnigem Herzklopfen nicht aus den Augen, die am Fenster saß und schweigend in die Nacht starrte, und kein Glied rührte.

Schließlich ging ich zu ihr, — und wenn sie mich nicht zurückstieß, versuchte ich es, ihr Interesse für irgend etwas zu erwecken, um sie gewissermaßen in das Leben zurückzurufen, denn sie war wie tot oder abwesend, und für nichts zugänglich.

Humoristisch durfte man ihren Zustand schon garnicht nehmen, sonst wurde sie böse; also hieß es, auf geschickte Art sie abzulenken.

Ich erzählte ihr; versuchte ihr etwas vorzulesen.

Anfangs wollte ich die Musik mit hereinziehen, setzte mich an ihr Klavier und spielte, aber das machte sie ganz krank. Zuerst bat sie mich, davon abzulassen — dann wurde sie einfach wild, sodaß ich es nicht wieder versuchte.

Am schlimmsten war es, sie zum Schlusse allein zu lassen. Ich konnte doch nicht bis in die Nacht bei ihr aufsitzen. Ich schützte Arbeit vor, um zu mir hinunter zu gehen; aber auch das getraute ich mir zuweilen nicht, weil mich die Angst nicht ließ, daß sie in meiner Abwesenheit ihre steten Drohungen ausführen würde. —

Sie hatte meinen Revolver gefunden und gesagt, der solle ihr einmal den letzten Dienst leisten.

Sie hatte ihn einfach genommen, und trotz aller Bitten gab sie ihn mir nicht wieder. Ich suchte bei ihr, aber ich fand ihn nicht. Obwohl sie kaum ein Versteck hatte, gelang es mir nicht, ihn zu entdecken.

Er war mit vier Patronen geladen, und ich baute darauf, da er gesichert und erst die dritte Kammer geladen war, daß sie nicht damit umzugehen vermochte. Aber in steter Sorge lebte ich doch, und wenn ich glücklich von ihr fort war, — ein paarmal hatte sie hinter mir hergerufen, daß ich sie nicht wiedersehen würde, — horchte ich angstvoll und glaubte jeden Augenblick, es werde ein Schuß fallen.

Es summte mir in den Ohren; und jene schreckliche Nervosität erfaßte mich, wie sie die Frauen im Theater befällt, wenn einer mit einem Gewehr oder einer Pistole auf der Bühne hantiert, daß sie sich die Ohren zuhalten und voller Angst auf den Moment warten, daß der Schuß fallen wird.

Jedes leiseste Geräusch im Hause ließ es mich glauben. Dann stockte mein Herzschlag, und ich wußte nicht: war es geschehen oder nicht, — bis es nur irgend ein kleines Geräusch gewesen war, das mich getäuscht hatte.

Zu irgend welcher Arbeit kam ich überhaupt nicht mehr. Zu Hause hielt ich es nicht aus; denn wenn wer bei mir klopfte, schrak ich zusammen; bei jedem Glockentone, die Angst, daß sich etwas ereignet habe.

Ich war ganz krank und nervös geworden, so daß einem gesunden Menschen mein Zustand unverständlich, meine irre Furcht gewiß komisch vorkommen mußte. —

Und wenn ich fort gewesen, traute ich mich manchmal nicht zu ihr, obwohl ich es vor Unruhe nicht aushielt, bis ich endlich hinauf ging.

Vor der Tür zauderte ich, ehe ich klopfte; auf die alte Verständigung antwortete sie nur noch selten, und ich mußte zu ihr hinaufsteigen, um mich zu überzeugen, daß sie noch lebte.

Wenn sie nicht da war, oder auf mein klopfen

nicht antwortete, war ich fassungslos. Ich lief hinunter, sah von der andern Seite der Straße hinauf, ob irgend etwas auffälliges zu bemerken war, aber nichts; — ihre Wirtin traute ich mich nicht zu belästigen, die mich mit mißbilligender Miene kaum noch grüßte, wenn ich ihr begegnete. —

Ich hatte Mara gebeten, sie solle sich doch noch einen Schlüssel zu ihrer Stube machen lassen, — darauf wollte sie absolut nicht eingehen; und es war keine Möglichkeit, daß ich ihn für ein paar Augenblicke bekam, damit ich mir heimlich einen Nachschlüssel anfertigen ließ, und so stets in das Zimmer konnte. Ich versuchte es, ihn in einem Stück Wachs abzuformen, es mißlang jämmerlich; oder von dem Schloß einen Abdruck zu nehmen, davon hatte ich gehört und gelesen, — aber es war nichts.

Ich versuchte mir die Form aufzuzeichnen, — auch damit kam ich nicht zum Ziele, und so mußte ich davon abstehen und in Ungewißheit weiter leben. —

Ich glaubte damals, ich könne mich vor niemandem mehr sehen lassen, wenn ein Mensch um meinetwillen sich den Tod gab, wenn man mir auch nur im entferntesten eine Veranlassung, nur den Schein einer Mitschuld zuschreiben konnte.

Und dann hatte ich Furcht vor dem Skandal, daß die Zeitungen sich auf den Fall stürzen würden. Ein bekannter Künstler! — Die Geliebte des bekannten Komponisten! Das mußte sie ja reizen, und sie würden alles aufstöbern; und Gott weiß, wie entstellt dann die ganze Sache wurde. Aus diesem Gefühl heraus fing ich an, mir hie und da Notizen zu machen über alles was sich ereignete, und schon damals beschloß ich, den ganzen Zusammenhang niederzuschreiben, damit die Wahrheit nicht verdunkelt wurde. Zu jener Zeit kam ich nicht dazu. Nur flüchtige Augenblicksstimmungen kritzelte ich rasch hin, aus denen aber nie ein Mensch außer mir klug werden konnte. Jetzt kann ich das alles benutzen. —

Ich wollte nicht, daß meinetwegen ein Mensch zu Grunde ging. In meinem Leben durfte keine Schuld sein. Nie mehr wäre ich meines Daseins froh gewesen.

Blut durfte nicht auf meinem Wege sein.

Hatten doch ganz andere Menschen ihr Leben aufs Spiel gesetzt für viel geringere Wesen. Erst vor kurzem war ein hoher Offizier, ein General in das eiskalte Wasser gesprungen, oben beim Zoologischen Garten, um einen Maurer, der in den Kanal gegangen war, mit eigener Lebensgefahr zu retten.

Jeden Tag konnte man so etwas lesen, — und ich brauchte garnicht mein Leben zu riskieren; es galt

nur, mit Ruhe einen Mitmenschen zurückzuhalten, ihm die schwere Bürde des Daseins zu erleichtern, damit er sie nicht vorzeitig abwarf.

Das konnte man doch von mir verlangen, das war doch nicht zu viel. —

So brutal konnte ich nicht denken, wie manche andere, die ihrer Kunst alles opfern, denen nichts in der Welt etwas galt als ihre Kunst, die rücksichtslos zur Seite schoben, was ihnen nur irgend hindernd oder störend in den Weg trat.

So hoch schätzte ich mein bischen Musik nicht ein, daß ich einen Toten auf meinem Wege liegen sehen konnte, über den ich kalten Blutes hinwegschritt; dazu war der Mensch ein zu feines Kunstwerk der Natur, vor dem ich mich mit meinen armseligen Versuchen beugen mußte.

Für absolute Herrenmoral, die nur das eigene liebe Ich anerkannte, fehlte mir das Verständnis.

Das Schicksal dieser Einzigen hielt mich gefangen. —

Es war mir ein unerträglicher Gedanke, jemanden auf dem Gewissen zu haben, vor allem jemanden, den ich liebte; — denn ich liebte sie und begehrte sie mehr als je. —

Sie gehörte mir nicht. Jedesmal mußte ich sie mir aufs neue erobern; und darin lag der große Reiz.

Das hielt mich wohl am stärksten, daß ich sie noch immer nicht kannte, daß mir ihr Körper noch ein Geheimnis war, weil mein Auge nie befriedigt wurde.

Im Dunkel oder im Dämmer nur war sie mein gewesen; und kein bitten, kein noch so inniges flehen konnte ihren Widerstand besiegen.

So war sie mir ein Rätsel, das ich noch nicht gelöst hatte. Immer war ich auf halbem Wege geblieben. Ich kam nicht mehr los, es hielt mich und zwang mich, stets aufs neue den Versuch zu wagen.

Hätte sie sich mir ganz gegeben, dann wäre vielleicht die Enttäuschung nicht ausgeblieben, Ueberdruß hätte sich eingestellt, und es wäre alles anders gekommen.

So stand ich da, wie am ersten Tage.

Nur daß mein ganzes Innere aufgewühlt war durch die fortwährende Erregung, in die ihre Todessehnsucht mich versetzte.

* * *

Der Frühling war gekommen und mit den wärmeren Tagen schien sie eine andere zu werden. Sie wurde vergnügt und besser aufgelegt. Die Zeit benutzte ich und zog mit ihr ins Freie.

In den Stuben und der engen Stadt halten es zwei Leute auf die Dauer nicht aus. Man sitzt sich

gar zu nahe auf der Haut, und das ewige Zusammenhocken fördert die Nervosität. Der einzig vernünftige Aufenthalt ist in der freien Natur.

Da war sie tatsächlich eine andere. Etwas frisches trat bei ihr hervor; sie freute sich über alles, was sie sah, über jedes Tier, das sich im Walde zeigte. Keine üble Laune mehr; — leise sang sie vor sich hin, als schöpfe sie neue Lebenskraft aus der Natur; und erst, wenn wir wieder unter Menschen kamen, wurde sie stiller und zog sich gleichsam in sich zurück.

In den engen Mauern der Stadt aber, wenn es draußen regnete und man nicht hinaus konnte, wurde sie trübsinnig, da war ihr nichts recht. Da konnte sie manchmal tagelang auf der Chaiselongue liegen, und über eingebildete Schmerzen klagen; und sie, die sonst so elegant und sauber ging, vernachlässigte sich zum erschrecken. —

Zum dritten male in ganz kurzer Zeit fuhr sie am Nachmittage nach Potsdam hinaus. Das beunruhigte mich, und ich machte kein Hehl daraus, wie unangenehm mir das war, weil ich keine Ahnung hatte, wohin sie eigentlich ging.

Ich versuchte es, aus ihr heraus zu bekommen, aber es war nicht möglich. Sie verschloß sich vollständig und wurde ärgerlich, — so böse, daß es wieder Scenen

gab; so laut, daß die Leute es hörten, denn von nebenan wurde an die Wand gepocht.

Von mir wollte sie alles erfahren, sie forschte allem nach, und wußte das letzte aus meinem Leben, das vor ihr wie ein offenes Buch lag, weil ich mich nicht verstellen konnte. Aber mich ließ sie völlig im Dunkeln.

Einmal folgte ich ihr, sie merkte es und erklärte, wenn ich sie nicht in Ruhe lasse, werde sie sich vor die erste elektrische Bahn werfen. So exaltiert tat sie gleich, selbst auf der Straße.

Da mußte ich es lassen. —

Sie war wieder einmal fort gefahren, und ich hatte es zu Hause allein nicht ausgehalten; wenn ich ein Buch nahm, las ich nichts mehr, ich folgte mit den Augen zwar den Zeilen, schlug auch die Blätter mechanisch um, aber ich hatte keine Ahnung, was ich gelesen; schrak auf und merkte erst, daß ich garnicht gelesen, daß ich nur an sie gedacht hatte und gegrübelt, welch ein Geheimnis sie vor mir verberge.

Ich war schließlich in ein Theater gegangen, nur um etwas zu tun während sie fort war.

Als ich spät heimkam, öffnete sie ihre Tür, rief mich herauf, und eine Flut von Vorwürfen ergoß sich über mich, weil ich sie nicht erwartet hatte. Dabei

konnte ich garnicht wissen, wann sie zurückkam. Auf meine Einwürfe hörte sie nicht, jammerte nur, wie sie vernachlässigt würde von mir. Natürlich, sie war mir garnichts mehr; nun hatte ich eben genug und warf sie beiseite, das habe sie doch nicht verdient. —

Da riß mir die Geduld und ich begehrte auf, verließ das Zimmer und lief zu mir hinunter. Aber ich hatte nicht mit ihr gerechnet, denn nun kam sie mir nach, pochte an meine Tür, und ob ich ihr auch nicht öffnen wollte, mußte ich es endlich tun, um dem lärmen ein Ende zu machen, und dann bekam sie bei mir einen Weinkrampf und ich hatte lange zu tun, bis sie wieder vernünftig wurde. —

Und es endete mit der gewohnten Versöhnung. —

Am andern Tage bat mich ihre Wirtin zu sich, und erklärte: es passe ihr und ihren Mietern nicht, daß solch Lärm nun im Hause sei, weil sie schon öfter mit den Türen geschlagen und hinter mir hergerufen hatte, wenn ich gegangen war.

Da ich seinerzeit das Fräulein ihr empfohlen habe, möge ich es ihr auch sagen, daß es wol besser sei: sie verlasse das Haus und suche sich eine andere Wohnung. Sie fürchte sich vor ihr und ihrem seltsamen Wesen.

Ganz still saß ich da, konnte ihr nur recht geben,

denn öfter schon war es laut zugegangen; und ich fand kein Wort, als sie sagte:

— Es wäre für Sie auch am besten. Sie sind doch ein so stiller, ruhiger Herr, alle Leute im Hause haben Sie gern, und Sie leiden gewiß unter all diesen Sachen. Da ist es am besten für alle, die Dame zieht; wenn schon zum kommenden Ersten, wäre es am besten. Kein Mensch hat das geringste gegen Sie einzuwenden, aber das mit dem Fräulein geht wirklich nicht so weiter.

Es war keine leichte Aufgabe; und zur Sicherheit ließ ich mir ein paar Zeilen geben, in denen zwar nicht direkt gekündigt, aber ihr die Absicht nahe gelegt wurde. Es war die Rede von einem bevorstehenden Besuche von Verwandten, für die das Zimmer benötigt würde.

So voller Sorge vor einer Scene war ich, weil sie so gar keine Rücksicht nahm und gleich ihren Unmut schrankenlos ausließ, ganz gleich, ob es allein war oder vor den Menschen, in einer Bahn oder einem Lokal, daß ich mich nicht traute, es ihr im Hause zu sagen.

Draußen ging das besser. —

❦

Es war ein Frühlingstag, wie er schöner nicht zu denken war; und ich hatte mir eine stille Gegend ausgesucht, einen meiner Lieblingsplätze, den Wildpark.

Wir hatten auf dem Bahnhof Wildpark gegessen und waren mit einem großen Umweg über den Entenfängerberg zum bayerischen Häuschen gegangen. Nur eine kleine Gesellschaft aus Potsdam war da, sonst war es ganz einsam.

Die Sonne sank, und die Bäume warfen lange Schatten, als wir aufbrachen. Hundertmal hatte ich es ihr sagen wollen, und hatte den Mut nicht gefunden. Sie war in so froher Stimmung, daß ich mir wie ein Henker vorkam, und doch mußte es sein, es mußte gesagt werden. Da half nichts.

Ich hatte mir überlegt, ob es nicht gut sei, einen Bekannten mitzunehmen, den ich vorher einweihte, aber im letzten Augenblick hatte ich den Plan fallen lassen. Erstens hatte ich niemanden, dem ich vertrauen konnte, weil ich allen Verkehr abgebrochen hatte, und dann mochte ich auch niemandem zumuten, Zeuge zu sein; der Gedanke war mir schrecklich. Denn vor den Leuten, wenn ich glaubte, daß man mich beobachtete, spielte ich den glücklichen und zufriedenen Menschen, der ich hätte sein können ohne sie.

Also mußte ich es allein ausbaden.

Wir waren mitten im Walde, wo ich die einsamsten Wege ausgesucht, als ich das erste Wort sagte:

— Deine Wirtin hat mich übrigens heute früh gesprochen, und hat eine Bitte an dich.

— Meine Wirtin? —

— Ja, wegen deines Zimmers. Sie bekommt Besuch und möchte gern darüber verfügen. Ihre Schwester kommt auf einige Zeit zu ihr nach Berlin.

— Was geht mich das an?

— Sie meinte, du würdest wohl so liebenswürdig sein, und es ihr einräumen.

— Wie komme ich dazu? —

— Sie möchte es gern zum Ersten haben.

— Zum Ersten? — Heut ist der achtzehnte; sie kann mir erst am nächsten fünfzehnten zum folgenden Ersten kündigen.

— Ja, das weiß sie; deshalb läßt sie dich durch mich bitten, ob du . . .

— Was braucht sie dich dazu? —

— Ja, sieh mal: Ich glaube, sie steht sich nicht sonderlich mit dir.

— Was brauche ich mich mit einer Vermieterin zu stehen!

— Aber ich bitte dich, du mußt doch Rücksicht nehmen.

— Ich habe keine Rücksichten zu nehmen.

— Das wirft sie dir ja eben vor.

— Was wirft sie mir vor? —

— Sie nicht grade selbst, aber ihre anderen Mieter. Daß du eben nicht genug Rücksicht nimmst, zum Bei-

spiel gestern abend — da haben sich die Leute beklagt und . . .

— Wer hat sich beklagt? . .

— Die andern Mieter, und sie drohen sogar, auszuziehen wegen des Lärms . . .

— Wer hat Lärm gemacht? Kann ich in meiner Wohnung nicht tun und lassen was ich will? . .

— Aber ich bitte dich . . .

— Also, du stehst auf seiten dieser Frau? . .

— Ich sage dir nur . . .

— Ich soll aus dem Hause? — Nein! . . .

— Aber so bedenke doch . . .

— Ich habe garnichts zu bedenken!

Plötzlich blieb sie stehen, sah mich an und sagte:

— Ah, jetzt weiß ich, wer dahinter steckt. Nicht diese Frau, — du willst mich aus dem Hause haben, das ist nur eine Finte. Du bist meiner überdrüssig, und möchtest mich auf diese Art fortbringen. Aber da irrst du dich. —

Und nun geriet sie in eine sinnlose Wut, als hätte ich eine Verschwörung gegen sie angezettelt, und die bösen Worte kamen ihr von den Lippen, daß ich ganz fassungslos dastand.

Ich hätte ihr am liebsten mit Gewalt den Mund zugehalten, — dann hatte ich das Gefühl, es sei am besten, einfach davon zu laufen, mitten durch den Wald,

und sie stehen zu lassen, damit ich diesen sinnlosen Zornesausbruch nicht länger anzuhören brauchte. Aber ich blieb. —

Ich sprach begütigend auf sie ein, aber sie hörte ja nicht, redete sich nur immer tiefer in ihren Zorn hinein.

So ließ ich sie denn, bis sie vor Erschöpfung ruhiger wurde. An einer Eiche warf sie sich nieder und weinte, wollte nicht wieder aufstehen, sondern da liegen bleiben.

Als ich sie anrührte und ihr den Brief von ihrer Wirtin zeigte, sah sie mich mit einem so bösen Blicke an, als wolle sie mir jeden Augenblick an die Kehle springen. Dann riß sie mir den Brief aus der Hand, fuhr sich über die Augen, warf einen Blick in das Papier und zerfetzte es in hundert kleine Stücke.

— Das hast du mir angestiftet, du! —

Das war alles, was sie hervorbrachte.

Dann stand sie auf, und mit zusammengezogenen Brauen ging sie neben mir.

Zum ersten male keimte in mir aus zitternder Nervosität heraus etwas auf wie Haß, der gleiche Haß, den sie gegen mich zu empfinden schien, dem sie schon oft Worte und Blicke geliehen hatte.

Eine steigende Wut kochte in mir.

Sie niederschlagen! — einfach niederschlagen, wenn sie noch weiter etwas gegen mich sagte, das war der

Untergrund meiner Empfindungen. — Aber der gebildete Mensch in mir verbot es. Ich hatte ja eine Frau vor mir, und eine Frau durfte man nicht anrühren, nicht mit dem kleinen Finger anrühren. Das ging nicht. Das erlaubte ja die gute Erziehung nicht, das durfte man nicht tun.

Hätte ich es doch getan! hätte ich sie behandelt, wie sie es verdiente. —

Nur mit roher Gewalt war sie zu bändigen, die sich über alle Schranken der Sitte hinwegsetzte. Nur mit der Brutalität der Faust. Aber das konnte ich nicht. —

So gingen wir neben einander hin; die Dämmerung war da, ehe wir das Wildgatter erreichten. Einmal jagte ein Rudel Dammwild hart an uns vorbei, daß das Stangenholz knackte und krachte und wir beide erschreckt stehen blieben.

Dann kamen wir an das kleine Stationsgebäude und mußten auf den Zug warten, der erst in einer halben Stunde ging. —

Da saß sie auf einer Bank mit verbissenen Lippen, und sagte kein Wort; ich fragte, ob sie Hunger oder Durst habe. Sie stand auf, ging auf und ab, ohne zu antworten.

Es wurde ganz dunkel. Auf dem Bahnsteig wurden die Lichter angezündet. Einmal ging ich und holte mir

ein Glas Bier. Ich wollte ihr anbieten, aber ich glaube, sie hätte mir eher das Glas aus der Hand geschlagen. —

Endlich wurde der Zug von Werder gemeldet. Sie stand hart an den Schienen, als in der Ferne die beiden Lichter der Lokomotive auftauchten.

Sie hörte nicht, als ich sie bat, zurück zu treten.

Ich stand neben ihr, und als der Stationsvorsteher, mit der kleinen Laterne, sich näherte und sein: zurücktreten! rief, packte ich sie am Arm und ließ sie nicht mehr los. Der Beamte war nahe gekommen und behielt sie gleichfalls im Auge, bis die Lokomotive mit schnauben und pusten an uns vorbei war und der Zug hielt.

Dann stiegen wir ein; ein Herr saß mit geschlossenen Augen im Nebenabteil, und der Zug fuhr in die Nacht hinein. Ich atmete ordentlich auf, als es so weit war.

Wortlos bekam ich sie auch vom Bahnhofe in Berlin herunter, aber dann blieb sie stehen, und fragte:

— Was soll nun mit mir geschehen? — Das Haus betrete ich nicht mehr, wo man mich hinaus werfen will.

Ihr Trotz schien gebrochen, und schlug in das Gegenteil um, daß sie nun aus Stolz das Haus nicht mehr betreten wollte.

— Du hast die Verantwortung für alles, sagte sie. Also sorge für mich. —

Das war leichter gesagt als getan. Was sollte ich mit ihr anfangen? Sie mußte die Nacht im Hotel bleiben, aber vorher sich noch ein paar Sachen aus ihrem Zimmer holen. Das wollte sie durchaus nicht. Allein blieb sie nicht. In einem fremden Hause um keinen Preis.

Wir gingen erst in irgend ein Lokal, denn wir hatten beide Hunger.

Da saßen wir, bis es zehn Uhr geworden war, und dann suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß niemand ihr Unrecht tun wollte, und es das gescheiteste war, sie ging mit nach Hause. Es war dunkel, und sie konnte erst bei mir warten, — dann ging sie in ihr Zimmer hinauf, und morgen würden wir weiter sehen.

Ich hatte sie mit der Erklärung beruhigt, ich würde auch nicht länger in dem Hause bleiben, wo man sie nicht gern sah.

Das ließ sie sich noch einmal bestätigen, und dann fügte sie sich. Also gut, sie wollte noch diese Nacht zurückkehren.

Das Versprechen, das ich ihr gegeben, war die einzige Möglichkeit gewesen, etwas mit ihr anzufangen; an diesem Versprechen bin ich gescheitert. Hätte ich das

nicht eingelöst, es wäre alles anders gekommen. Das war die Fessel, die mich gehalten hat; aber wie kann man übersehen, was sich ereignen wird. —

Mir war es längst in dem Hause unangenehm gewesen, ich litt, und glaubte immer, die Leute sähen mich mit anderen Augen als in früherer Zeit an, so daß auch ich froh war, fort zu kommen.

Noch wußte ich nicht, was werden sollte. —

Leise gingen wir die Treppe hinauf, unbehelligt kam sie in ihr Zimmer, und ich riet ihr, wenn sie nicht wollte, niemanden einzulassen. Es kam ja auch morgen nur das Mädchen, um ihr Frühstück zu bringen, und die Sachen zu reinigen. —

Was sollte nun geschehen? . .

Wir mußten beide fort aus dem Hause. Sie tat mir in ihrer Einsamkeit so leid, jetzt durfte ich sie nicht verlassen.

❦

Zum ersten male machte ich mir Gedanken darüber, wovon sie eigentlich lebte, und sich so kostbar kleidete. Wenn sie, wie es der Fall schien, eigenes Vermögen besaß, hätte man ja an heiraten denken können, wenn sie nur einen sanfteren Charakter gehabt hätte!

Ich sprach einmal davon, aber sie hatte so abgewehrt, daß ich nicht wieder anfing. Auf meine Fragen

hatte ich nur das eine erfahren, daß sie abhängig sei von ihrer Stiefmutter, die sich wieder verheiratet habe und ihre Einwilligung gewiß versagen würde, solange sie noch nicht majorenn war.

Für alle Gründe, die ich anführte, blieb sie unempfänglich, wollte auch nicht sagen, wo die Stiefmutter lebte, sondern wehrte ab, indem sie erklärte: ich mag nicht davon sprechen.

Ich schob vieles was sie verstimmte und reizte, der unklaren Stellung zu, in der sie lebte. Darüber war ich nicht im Zweifel, daß über uns gesprochen wurde. Wie sehr ich auch bestrebt sein mochte, unsere Beziehungen geheim zu halten, meine Bekannten wußten gewiß alles, hatten sicher viel schlimmere Sachen sich zurecht gelegt, als in Wirklichkeit waren. —

Eine Unterredung mit ihrer Wirtin gab den Ausschlag. Ich war zu ihr gegangen, um sie zu bitten, recht schonend mit Mara zu sprechen; am besten sie hielt sich vollständig im Hintergrunde. — Da ließ sie etwas fallen, daß Mara schon im zweiten Monat mit der Miete wie auch mit sonstigen Auslagen im Rückstande sei.

Das wollte ich garnicht glauben; als ich Mara fragte, weshalb sie mir nie ein Wort gesagt hatte, quälte ich langsam aus ihr heraus, daß sie eine peinliche Scene mit ihrer Stiefmutter gehabt hatte, die

ihr erklärt, sie gäbe ihr kein Geld mehr, wenigstens nicht mehr soviel wie früher. Sie wisse von allem und habe verlangt, sie solle von Berlin fort und nach Haus kommen, aber dagegen hatte sie sich mit aller Energie gesträubt.

Und wenn auch versteckt, deutlich genug klang heraus, daß ich an allem Schuld war.

Das machte mich ganz unruhig, und ich wollte ihr schon raten, nach Haus zurückzukehren, als ich noch rechtzeitig schwieg.

Sie hatte mir also alles geopfert, — und ich konnte jetzt, wo es zu spät war, dieses Opfer nicht mehr zurück weisen.

In drei Jahren bekam sie die Verfügung über ihr Vermögen, bis dahin war sie unfrei, und konnte sich nicht bewegen.

Ob sie denn keinen Rückhalt an ihrem Vormunde hatte?

Da wurde sie ganz verbissen. Nein, mit dem war nichts anzufangen, der sei ein Herz und eine Seele mit der Stiefmutter.

Sie bekam jetzt nur die Hälfte ihres Geldes, und wie sehr sie sich auch einzurichten suchte, sie verstand nicht damit zu wirtschaften. —

❦

Den ganzen Tag grübelte und rechnete ich. Sie tat mir so leid, und sie bat so, daß ich sie nicht ganz bei fremden Leuten lassen möge, und wußte so viele Gründe anzuführen, daß ihre Stimmungen einzig daher rührten, weil sie am Abend und die ganze Nacht allein war, bis ich schließlich den einzigen Ausweg darin sah, wenn wir zusammen eine Wohnung nahmen. Die Ausgaben wurden verringert; und wenn sie ein einfaches Mädchen nahm, das garnichts kostete, standen wir uns viel billiger, als wenn jeder für sich in den Händen einer betrügerischen Wirtin war, wo man seines Lebens doch nicht froh werden konnte.

So war es beschlossen, daß wir zusammen ziehen würden, — und ich hoffte allerlei von dieser Zeit, weil sie sich mir noch immer entzog und passiv blieb, nur aus sich herausging, wenn sie gewaltsam in eine Stimmung gebracht war, immer nur wenn eine tiefe Erregung, sei es Zorn oder Begeisterung, sie vorher erfaßt hatte. —

So einfach war das nicht mit der Wohnung, und da es Sommer wurde, wollten wir aus der Stadt fort.

Ich hatte eine Summe Geldes zusammen und wir beschlossen nach Paris zu gehen.

Oben am Montmartre, am Boulevard Rochechouart, fanden wir zwei Zimmer; und nun begann eine fröh-

liche Zeit. Keine Sorgen mehr, keine Launen, jeder Tag brachte etwas neues. Mit Deutschen kamen wir wenig zusammen; in allen Cabarets trieben wir uns umher und dachten nicht an den folgenden Tag.

Die Stadt wirkte auf sie, das ganze Leben regte sie auf; sie war immer wie im Fieber, und ich kannte sie kaum wieder, so nett und lieb war sie allezeit, daß kein trüber Gedanke aufkam. —

Einmal fragte ich sie, ob sie denn gar keinen Brief bekam.

Nein, sie wollte nichts mehr davon wissen, sie nahm keinen Pfennig mehr an. Lieber hungern!

Mir war das im Augenblicke ganz recht; aber als der Sommer vorbei war und der Winter nahte, bekam ich doch einen Schrecken. Ich hatte nichts getan, keine Note geschrieben, und nicht nur alles verbraucht, was ich erspart hatte, sondern auch das kleine Kapital angegriffen, das mir geblieben war.

Sie hatte darauf los gekauft, was ihr gefiel. Ein paar kostbare Toiletten mußte sie haben, mochte nicht zu Fuß gehen, außer im Bois oder abends auf den großen Boulevards, sondern immer sollten wir fahren, und aßen oft in den großen Restaurants, weil ihr das Essen sonst nicht schmeckte.

Ich tat ihr allen Willen, weil ich vernarrt in sie war, weil ich stolz war, wie die Leute sich beim rauschen ihrer schleppenden Röcke nach ihr umsahen. —

Es hieß nun an die Rückkehr denken. Wenn ich auch viel zugelernt hatte, gearbeitet hatte ich nichts.

Es war Herbst, als wir nach Berlin zurückkamen. Diese traurige Heimkehr! — Mit jeder Stunde, die der Zug Deutschland näher kam, wurde ich trauriger, und ganz trostlos, als wir am Bahnhof Friedrichstraße ausstiegen und in einem kleinen Hotel der Mittelstraße Unterkunft gefunden hatten.

Es war, als habe die alte Stimmung wieder Gewalt über uns, und der ganze Aufenthalt in Paris sei ein flüchtiger Traum gewesen.

Nun hieß es arbeiten und Geld verdienen.

Diese Fülle von Plänen, die ich aufnahm und wieder verwarf!

Die Freude, wieder schaffen zu können, versöhnte mich, und ich lebte mich rasch ein. Ich sah zuversichtlich der kommenden Zeit entgegen.

Nur eines störte mich. Sie hatte mich auch in Paris gehindert. Wie ganz anders hätte ich ohne sie leben und arbeiten können. Sie hing an mir; immer war sie neben mir; und zuweilen hatte ich sie überaus lästig empfunden. Die rechte Freiheit war das nicht, und doch konnte ich sie nicht mehr entbehren.

Sie war mir ein Bedürfnis. Ich litt gleich ihr unter der Einsamkeit; ich war zum Gesellschaftstier

veranlagt und trottete gern mit. In Paris war das gut gewesen. Da hatten wir die Stadt kennen lernen wollen, da wollte ich nur sehen und hören, und aufnehmen.

Jetzt traten wieder allerhand Verpflichtungen an mich heran. Das bummeln mußte ein Ende nehmen.

Aber es war schwer, sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken, auch als wir endlich zwei Zimmer fanden, die nur durch eine Tür und einen davorgestellten Schrank getrennt waren. Den Durchgang machten wir uns frei, und die erste Zeit war es fast wie in Paris.

Anfangs hatten wir uns selbst einrichten wollen, aber dann versuchten wir es erst so, da mein Geld nicht gereicht und wir uns nur Sorgen aufgebürdet hätten.

Die kleine Wohnung lag in einem vierstöckigen Hause der Bendlerstraße, und das eine Zimmer ging nach den großen Hintergärten der Tiergartenstraße hinaus. Das nahm sie als das ihre.

Die Wohnung gehörte einem Kunstglaser, der seine Arbeitsräume unten im Keller hatte. Bei dem wohnten wir, und meistens ließen wir uns auch von der Frau zu Mittag kochen; das angenehme war, daß wir nicht erst ins Restaurant zu laufen brauchten, wo man Bekannte traf.

Nur für meinen Flügel war kein rechter Platz, er nahm fast das ganze Zimmer ein, und ich konnte mich nicht viel bewegen.

Ich hatte gehofft, ich würde sofort an die Arbeit gehen, aber es war mir nicht möglich.

Woran es lag, weiß ich nicht. Die ungewohnte Umgebung, das Gefühl, daß immer jemand um einen herum war, daß ich sie stets im Nebenzimmer hörte, daß sie nicht zu erziehen war, einen in Frieden zu lassen, und wenn sie hereinkam, ganz beleidigt sagte:

— Du tust ja doch nichts; ich höre dich nur immer im Zimmer auf und abgehen. Wie kann ich dich da stören? —

Sie begriff nicht, daß ich Stunden der Ruhe brauchte, des alleinseins mit mir oder einem guten Buche; oder am Klavier irgend etwas gleichgiltiges klimperte — und daß daraus mit einemmale eine Melodie hervorwuchs, aus dem Unbewußten hervor.

Ich war nicht im stande, mich einfach hinzusetzen mit der Absicht zu schaffen, daß der Wille dann schon genügte, ein Kunstwerk zu erzeugen.

Meine besten Stimmungen hat sie mir so zerrissen; und wenn ich mich einschloß, dann klopfte und rackelte sie an der Tür, und da war es gleich vorbei mit allem.

Tat ich nichts, dann setzte sie mir zu, ich müsse arbeiten; und war ich bei der Arbeit, dann hatte sie regelmäßig andere Pläne, und machte Anspruch auf meine Gegenwart.

Dann fühlte sie sich vernachlässigt und zurückgesetzt, und immer jammerte sie, daß ich so ganz anders als in Paris sei; und dann kam die übliche Scene, vor der mir schon in den Anfängen graute.

Und dabei hatte ich solch eine Sehnsucht nach Stille und Frieden. —

Ihre Selbstmordmanie, die ich eingeschlafen glaubte, erwachte wieder.

Sie hatte mir erzählt, wie lockend ihr der Gedanke sei zu sterben. Jedes offene Fenster, unter dem die Tiefe der Straße gähnte, schien sie zu rufen; wenn sie auf einem Perron stand und der Zug angebraust kam, dann zog es sie fast mit Gewalt dem zischenden, schwarzen Ungetüm zu, als müsse sie sich ihm jauchzend entgegen werfen, wie die Priester sich vor den Wagen des Sonnengottes warfen, um sich zermalmen zu lassen.

Und in der Zeit, als sie meinen Revolver besessen hatte, war es ihr ein köstliches Gefühl gewesen, die Waffe an die Stirn zu setzen, weil die Kälte der kleinen Lauföffnung ihr so angenehm ins Gehirn drang.

Der Gedanke an den Tod hatte etwas beglückendes, — nur die Ausführung, die häßlichen Umstände



hielten sie zurück, da mußte erst eine Erregung kommen; dann aber war ihr alles gleich. —

Die Treppe des Hauses hatte einen breiten Lichtschacht, und man sah von oben herab durch das ganze Treppenhaus, bis tief hinunter, und dieser gewaltige Abgrund rief und lockte sie. Immer wenn sie aus der Tür der Wohnung kam, maß sie diese Tiefe, und wenn sie die vier Treppen hinaufgestiegen war, blieb sie jedesmal stehen und beugte sich über das Geländer, mit dem Gedanken, wie schnell sie da hinabsausen würde, wenn sie sich nur ein klein wenig weiter überbeugen würde. —

Dann wieder konnte sie stundenlang wortlos sitzen und sich den Kopf halten. Eine kleine Stelle am Hinterkopfe tat ihr weh. Es war, als ob dort ein Nagel eingestoßen und langsam gedreht wurde. —

Sie machte ihr Haar auf, und wollte es sich abschneiden lassen, um das schreckliche ziehen los zu werden. —

In solchen Augenblicken war sie ganz ungenießbar, jedes Wort empfand sie als Beleidigung, — was ich auch tat, in allem sah sie eine Kränkung ihrer Person.

Sie aß manchmal tagelang nichts, dann hatte sie Gelüste auf ganz ausgefallene Sachen, die ich ihr besorgen mußte; sodaß ich schon an anderes dachte. Zu-

mal sie, immer wenn sie sich ärgerte, mit Uebelsein zu kämpfen hatte.

Bei den geringsten Fragen wurde sie gleich heftig und laut, daß ich ihr immer wiederholen mußte: Schrei doch nicht so; das ganze Haus hört dich ja!

Oft sprachen wir tagelang kein Wort mit einander, wenn es Zank gegeben hatte.

Ein paar mal lief ich verzweifelt davon — aber eines abends eilte sie mir nach; und während ich die Treppen hinunter lief, hörte ich sie mir sinnlose Drohungen nachrufen und ich glaubte jeden Augenblick, ihren Körper durch den Lichtschacht an mir vorbeisausen und unten aufschlagen zu sehen, daß ich die Augen schloß und wie ein Wahnsinniger fort stürzte.

Hinterher war das nach Hause kommen wieder ebenso schrecklich. Meine überreizte Phantasie arbeitete sich die gräßlichsten Bilder aus, furchtbare Wahnvorstellungen. Bald sah ich sie im Zimmer am Boden liegen, und alles war mit rotem Blute bespritzt, das auf dem Teppiche klebte, — bald sah ich sie an einer Tür oder Wand hängen, mit verglasten Augen — nein, ich mag nicht daran denken! — ich fühlte: solch einen Anblick würde ich mein Lebtag nicht vergessen, das würde sich mit mir zu Tisch setzen und mit mir schlafen gehen, — und nie würde ich die Erinnerung daran wieder los. —

Wenn ich heimkam und aufschloß, zitterten meine Hände; ich suchte im Dunkel, entschlossen, umzukehren und fortzustürzen, — tastend machte ich Licht: und wenn in meinem Zimmer alles in Ordnung war, lauschte ich am Nebenzimmer, ob ich sie atmen hörte; und traute mich nicht, mich zu überzeugen, weil ja das atmen, das ich zu hören glaubte, ein letztes röcheln sein konnte. —

Eines Nachts, als ich mich schlaflos im Fieber wälzte, kroch zum ersten Male der Wunsch an mich heran, daß, wenn sie tot war, ich von allem befreit sein würde.

Nur es nicht sehen, nur nicht dabei sein; aber ich wünschte inbrünstig, sie möchte sterben. —

Weshalb kam nicht eine Krankheit und nahm sie fort. Dann würde ich sie pflegen, sie würde mir dankbar sein, und ich behielt eine so schöne, angenehme Erinnerung an sie.

Es starben so viele Leute; immer die falschen, die noch leben mochten, die eine Notwendigkeit für ihre Angehörigen waren. —

Auch mit einem Unglücksfalle hätte ich mich abgefunden.

Was mich schreckte, war, daß sie mit eigenem Willen, mit eigner Hand in einem Augenblicke der

Verzweiflung ihrem Leben vor mir ein Ende machen konnte.

So zermürbt war ich, so war alles in meinen Sinnen in Unordnung geraten, daß der Gedanke mir kam: wenn ich sie tötete! . . .

Die Vorstellung ihres Todes durch meine Hand fraß sich immer tiefer in mich hinein und hat mich von der Stunde an nicht mehr verlassen.

Ich selbst — ich mußte ihr den Tod geben. Das unerwartet plötzliche war damit getilgt, es war eine Handlung, die mit meinem Willen in Einklang stand, und diese Handlung gab mir die Freiheit wieder, und hob den Schrecken auf.

Aber ich war gefesselt, mein Wille war durch sie gebrochen, als ob ich unter einem hypnotischen Einflusse stand.

Wenn ich nun die Hand gegen sie aufhob, wenn ich leise zu ihr schlich, jetzt in der Nacht, im Schlafe, und tat, wonach sie so oft sich gesehnt, womit sie mir ständig drohte — wenn ich ihr den Tod gab? —

Am Tage lagen solche Gedanken mir fern, allein in der Stille der Nacht trat die Versuchung lockend an mich heran.

Sie war neben mir, nur die Finger brauchte ich auszustrecken, und im Dunkel würde der Tod kommen und mich von ihr befreien.

Aber als ob sie diese Gedanken ahnte, als ob sie in meinem Innern lesen konnte — an solchen Tagen war sie wie umgewandelt. Wie sie dann nachgiebig und weich war. Und manchmal dazwischen wachten ihre Sinne auf, dann war alles gut, dann glaubte ich, daß ich ihr Unrecht getan, dann zählte ich mir auf, wie sie doch ein unglückliches Wesen war, herumgestoßen in der Welt, ohne rechte Heimat, lediglich auf mich angewiesen; wie ich nur auf sie angewiesen war.

Mit keinem Menschen kam ich mehr zusammen, jedem Bekannten ging ich aus dem Wege, auch nicht die kleinste gesellschaftliche Beziehung hatte ich mehr.

Gerdt hatte ich so brüskiert, daß er mich ganz fallen gelassen. Manchmal sehnte ich mich nach ihm, aber ich schämte mich, wieder zu ihm zu gehen. —

Wäre nur ein Mensch gewesen, mit dem ich einmal über mich und sie hätte reden können, — alles wäre anders gewesen. So fehlte jeder Vergleich mit der Außenwelt.

Wir waren zwei entwurzelte Wesen, die gleichsam unter einer Glasglocke lebten, zwei wilde Tiere auf einer verlassenen Insel, die sich zu vernichten drohten, die sich die Zähne wiesen und nur zusammen kamen, wenn der Geschlechtstrieb sie zu einander zwang. —

Ich kannte keine andere Frau, als diese eine. Aber noch stand ich dürstend vor ihr, noch kannte ich sie nicht,

noch wußte sie sich mir immer geschickt zu entziehen, und so viele meiner Wünsche nicht zu erfüllen.

Ich sehnte mich nach Zärtlichkeit, nach Worten der Liebe, daß eine Hand mich liebkosend streichelte — aber dazu war sie nicht geschaffen.

Ich wartete darauf, daß es auch in ihr durchbrechen würde.

Das hielt mich; hätte ich sonst noch ein anderes Wesen gekannt, so hätte ich mir gewiß damit ein Gegengewicht schaffen können, und wäre ihr nicht so rettungslos verfallen gewesen.

Auch hätte ich einfach meine Sachen zusammenraffen und fortgehen können, in eine andere Stadt, ein anderes Land; aber der Entschluß fehlte. Ich hatte das Gefühl, als sollte ich ohne alle Lebensmittel, ohne Wasser in eine Wüste rennen, wo ich umkommen mußte vor Hunger und Durst. Ich glaubte nicht wo anders leben, nicht ohne sie sein zu können.

Und wenn ich gegangen wäre, — entflohen wäre ich ihr nicht. Sie hätte mich doch gefunden, denn das hatte sie oft geschworen: sie lasse mich nicht! —

Ich versuchte unleidlich zu werden; anfangs gab es Scenen, dann durchschaute sie mich und lachte mich aus, wenn ich den Versuch machte. —

❦

Ich war auf drei oder vier Tage fortgewesen, hatte auswärts ein Konzert gegeben, — da hatte ich diese Leere gespürt, die eintreten mußte, wenn ich ganz von ihr ging. Es war noch schwerer zu ertragen.

Schon die Zimmer in einer fremden Stadt, all diese fremden Menschen, und vor allem, die freundlich zu einem sein wollten, kamen mir aufdringlich und überlästig vor. Ich konnte andere Menschen nicht ertragen; sie waren mir verhaßt, körperlich unangenehm. —

Aber je länger ich unter ihr litt, um so deutlicher erkannte ich, daß ich mich doch von ihr befreien mußte; es mußte sein, daß ich von ihr ging; ich konnte nicht mehr mit ihr zusammen bleiben, das wurde mir mit jedem Tage klarer.

Ich haßte sie jetzt. Jede ihrer Bewegungen verfolgte ich argwöhnisch, denn ich fühlte, wie auch in ihr der Haß gährte; ich war so nervös, daß ich die Speisen vorsichtig kostete, weil ich glaubte, sie könne böses im Schilde führen. Kein Messer konnte sie in die Hand nehmen, ohne daß ich glaubte, sie würde es gegen sich oder mich richten.

Es waren das meine eigenen geheimen Gedanken, die ich auch bei ihr voraussetzte. Ich spielte mit der Absicht, ihr heimlich Gift zu geben, daß sie sterben mußte, während ich fort war. Hunderte von Todesarten erfand ich. Bald war ich entschlossen, es ein-

zurichten, daß auf mich kein Verdacht fallen konnte, damit ich endlich zum arbeiten kam, ich sehnte mich so nach der Arbeit, — bald wollte auch ich sterben, um endlich Ruhe zu haben; aber erst mußte sie nicht mehr sein, erst sie. —

Wie mußte das köstlich sein, wenn sie nun tot war; ich hatte sie getötet, und saß im Gefängnis. Ich würde meine Schuld büßen. In der Stille und Einsamkeit würde meine Kraft wieder auferstehen, und wenn ich dann freikam, nach Jahren der Ruhe . . . aber da fiel mir ein, daß ich im Gefängnis schwerlich zum arbeiten kam.

Freiheit wollte ich haben — Freiheit! —

❦

Mein Leben wurde eine Hölle. Bei den geringfügigsten Ursachen gab es Lärmscenen; und schon hatte ich ein ganzes Jahr diese fortdauernde Qual ertragen, als es nicht mehr ging.

Ich fürchtete mich, mit ihr zusammen zu sein.

Mir war zu Mute, als sei ich in einem dunklen Zimmer mit einer gräßlichen Giftschlange eingekerkert. Ich hörte sie nicht, wußte nicht, von welcher Seite sie herankriechen und mir den tötlichen Biß beibringen würde. Ich fühlte nur, wie sie auf mich lauerte.

Ich wußte, daß ich dem Gifte rettungslos verfallen war, und mir das Blut vor grausender Erwartung in den Adern stockte. —

Ich litt an Wahnvorstellungen.

Einmal nach einem Zank stürzte sie mit Verwünschungen und Drohungen hinaus, riegelte das Zimmer ab, und dann hörte ich deutlich, wie sie das Fenster aufriß, und ich glaubte, sie habe sich hinausgestürzt.

Das Fenster ging als einziges nach den großen Hintergärten, in die man von unserer Seite nicht hinein sehen konnte.

Während ich voller Entsetzen auf die verschlossene Tür starrte, und suchte, womit ich sie einbrechen könne, hörte ich wie die Wirtin bei ihr anklopfte, und hörte: wie Mara die Tür zum Korridor öffnete, ganz ruhig mit der Frau sprach, und ihr auftrug, was sie zum Abend einholen sollte.

Sie hatte es wieder nicht getan. —

Man sagt, daß Leute vor Schreck in einer Nacht grau werden können. So war mir zu Mute; und ich wunderte mich, wenn ich in den Spiegel sah, daß es noch immer nicht geschehen war.

Einmal hatte sie im Zorn mir ein paar Notenblätter zerrissen, die ich beschrieben hatte. Sie ballte sie zusammen und warf sie nach mir.

Da ging ich drohend auf sie zu; aber dann blieb ich stehen und wies ihr mit kalten Worten die Tür. Mochte sie sehen, wo sie blieb. Ich duldete sie nicht länger in der Wohnung. Hinaus mit ihr!

Sie warf höhnisch den Kopf in den Nacken, lachte und ging in ihr Zimmer, aber kam gleich zurück und sagte:

— Entschuldige bitte! —

Sie nahm ein Glas, schüttete ein weißes Pulver hinein, rührte es im Wasser um und trank es langsam aus.

Einen Augenblick wollte ich auf sie losstürzen, und es ihr aus der Hand schlagen, — dann mochte es endlich geschehen. —

Ich atmete nicht, ich fühlte mein Herzblut stocken, und halb voller Grauen, halb in wilder Erwartung starrte ich sie an, daß sie hinstürzen würde.

Das stand mir fest, ich mußte sie sofort in ihr Zimmer schleppen, — aber einen Arzt holte ich nicht, — nein! . . nein! . . .

Mit den Händen hielt ich mich an einem Stuhl und wartete auf den Augenblick der Erlösung — aber die Minuten verflossen; — sie war in ihr Zimmer gegangen. — Und da erst erkannte ich, daß meine Angst mir einen sinnlosen Streich gespielt hatte. Es war komisch, daß man hätte lachen können! — Das vermeintliche Gift war einfach Natron gewesen. —

Zum ersten male kam mir der Gedanke, daß sie mir vielleicht absichtlich eine Komödie vorgespielt hatte, daß sie mich nur schrecken wollte und garnicht ernstlich daran dachte, den letzten Schritt zu tun mit dem sie immer drohte.

Aber meine Phantasie war so überreizt, daß ich überall Gespenster sah. Vielleicht hatte sie sich garnichts dabei gedacht. Ich nur übertrieb es so töricht! —

Da fing auch ich an, Selbstmordgedanken zu wälzen!

Ruhe wollte ich haben, Ruhe um jeden Preis. Diese ewigen Aufregungen ertrug ich nicht mehr. Am besten ich machte mit mir ein Ende. Meine Nerven versagten völlig. —

❦

Ich hatte um mein Einkommen zu vergrößern, ein paar Stunden übernommen, damit ich nur von Hause fortkam. Das war meine Erholung; aber manchmal war ich nicht fähig, sie zu halten, lief planlos durch die Straßen; und als ich einmal bis hinaus nach Schöneberg gekommen war, und mich der Maison de Santé gegenüber befand, wollte ich hineingehen und fragen, ob man mich nicht aufnehmen wolle; so fürchtete ich mich vor mir selbst.

Schon wollte ich die Klingel ziehen, da sah ich von dem vergitterten Fenster oben einen Menschen herabsehen, der seine Hände klammernd um die Gitterstäbe hielt.

Mir schien, als grüße er mich mit grinsendem Willkommen ganz irr, und da lief ich davon aus Angst vor dem Wahnsinn.

Noch war ich vernünftig; aber sie, *sie* gehörte hierher; die hätte man fortbringen müssen.

Tagelang dachte ich darüber nach, wie man das bewirken konnte, sie in ein Irrenhaus zu bringen, wohin sie gehörte. —

Die Aussichtslosigkeit machte mich ganz krank, denn das Zusammenleben wurde unerträglich.

Ich hatte ihr wohl versprochen, daß ich nie aufhören würde, was auch kommen mochte, für sie zu sorgen, daß ich mich immer ihrer annehmen würde; aber niemand konnte mich schließlich zwingen, ständig bei ihr zu bleiben.

Ich hielt es vor allem nicht mehr in dieser Wohnung aus, mit dem schrecklichen Treppenhause, dessen Lichtschacht wie der Rachen eines Ungeheuers sich gräßlich öffnete, gierig nach einem blutigen Opfer. —

Und so suchte ich eine Trennung anzubahnen. Ich ließ verlauten, wie man es mir verüble, daß ich mich so zurückgezogen hatte; eine Lehrerstelle war mir

entgangen, weil man sich an meinem Zusammenleben mit ihr stieß; jeden Augenblick konnten die Angehörigen einer meiner Schüler deshalb die Stunden aufgeben, die notwendig für unsere Existenz waren.

Derartige Unterredungen gingen nie ohne harte Worte vorüber, aber ich kam immer wieder darauf zurück.

Wenn ich erst von ihr fort war, mochte geschehen was wollte, ich mußte fort!

Und eines Tages kam es denn so weit. —

Ihr war das Wort entschlüpft: sie wolle alles im Stich lassen und auf und davon gehen.

— Bitte! hatte ich erwidert — tue das, du könntest mir keinen größeren Gefallen tun.

Da war sie dicht an mich herangetreten, und sah mich so frech an, daß ich ihre Hände zu fassen bekam und sie preßte, bis sie vor Schmerz aufschrie.

Dann stieß ich sie von mir, daß sie gegen einen Tisch taumelte, und plötzlich wich sie, die eben noch so keck getan, vor mir zurück, als ich in plötzlicher Aufwallung nach ihr greifen wollte.

Ich fühlte, daß ich der Stärkere war, und wollte es ihr endlich zeigen, da schrie sie:

— Du vergreifst dich an einer Frau? o pfui! . .

— Du bist ja keine Frau, du bist ein . . .

Da war sie aus dem Zimmer, ehe ich es hindern

konnte und hatte die Tür verschlossen aus Angst vor mir.

Da mußte ich lachen. —

Sie war ja feige, sie tat ja nur immer so mutig. Sie würde auch nie den Mut finden, sich das Leben zu nehmen. Zu spät erkannte ich, daß sie feige war.

Da schämte ich mich, daß ich das so spät erkannt hatte.

Nun ließ ich sie. Ich hörte, wie sie über den Korridor schlich und plötzlich schlug die Tür draußen. Sie war fort.

Das war geradezu komisch; aber eben so komisch mußte ja auch mein fortlaufen früher gewesen sein. —

Sie wollte in ein Konzert, und ich hatte sie abholen sollen. Damit rechnete sie immer. Schon viel früher bestimmte sie so etwas, oder ließ einen Zettel auf dem Tische oder im Briefkasten, was geschehen sollte, weil fast immer ein Zank dazwischen kam. — Meistens tat ich, was sie da aufgeschrieben oder gesagt hatte.

Heute sollte sie sich verrechnen. Ich würde nicht da sein.

Ich wußte: bei der nächsten Gelegenheit würde ich mich an ihr vergreifen; es zuckte mir ordentlich in den Fingern, und das wollte ich nicht.

Der Gedanke, wir könnten uns schlagen, gab mir endlich den Entschluß, auf und davon zu gehen. —

Auf ein Stück Papier schrieb ich ihr: sie brauche nicht zu gehen, wie sie heute gesagt, das besorgte i ch. Ich war gegangen, weil ich mich vor mir selber fürchtete, weil ich sonst furchtbare Abrechnung mit ihr halten mußte. —

Geld hinterließ ich ihr, und schrieb zugleich, sie brauche sich keine Sorge zu machen, sie sollte alles haben, weil ich es einmal versprochen; aber sonst war es zwischen uns aus, und sie möge sich hüten, sich mir in den Weg zu stellen.

Dann packte ich meine Koffer mit Kleidung und Wäsche, verschloß alles andere fest, daß sie nicht an das zurückbleibende konnte, und fuhr zur Bahn.

Ich hatte gar keinen Plan; vielleicht ging ich nach München; aber dann fiel mir ein, daß es besser war, vorerst nicht so weit fort, erst zu sehen, welche Folgen meine Abreise haben konnte, — und so fuhr ich nach Dresden. —

Ich atmete befreit auf, als ich in der fremden Stadt war und Unterkommen in einem kleinen Hotel gefunden hatte; ging gleich zu Bett, denn es war Mitternacht, als ich ankam; aber ich schlief nicht ein. Die Betten waren ungemütlich, das Zimmer von einer Laterne der Straße erhellt, daß der Schein an der Decke tanzte.

Das irritierte mich; dabei quälte mich die Vorstellung, was sie nun wohl machte. Ich hätte gern ihr Gesicht gesehen, als ich sie nun nicht abgeholt, und sie allein heim mußte, und wie sie dann daheim den Zettel gefunden hatte.

Die Angst kämpfte mit dem Wunsche, es möchte geschehen sein. Wenn ich nur nichts davon zu sehen bekam. —

Bei meiner Rückkehr war vielleicht alles vorbei, irgendwo auf einem Friedhofe draußen ein Grab, zu dem ich wallfahrtete. Das schmückte ich mit Blumen; und einen Stein ließ ich ihr setzen. — Alles, was sie mir angetan, war vergessen, und nur das gute blieb in der Erinnerung. —

Mir war zu Mute, als sei es schon geschehen.

Sie konnte ja so lieb und gut sein, und ich sah ihr Gesicht, wenn sie lachte, wenn sie wie ein Kind sich über etwas freute.

Wenn sie so zaghaft bat, ihr zu vergeben, daß sie einmal wieder unartig gewesen war. Sie hatte es nicht sein wollen, der böse Zorn aber war wieder stärker gewesen, — das war rührend.

In diesen Augenblicken der Weichheit hatte ich sie gern, da hätte ich alles für sie tun können. Sie waren immer seltener geworden, bis sie zuletzt nie mehr ein Wort sagte, und nicht zu bewegen war, ein Unrecht einzusehn. —

Eines kam hinzu: daß sie mir treu gewesen war.

In der letzten Zeit, als ich mich frei wünschte, wäre es meine größte Genugtuung gewesen, sie auf einer Untreue zu ertappen, dann hatte ich einen Grund, die Fessel zu brechen. — Aber den gab sie mir nicht.

Alle betrogen sie ihren Geliebten — nur sie war treu. —

Nie hatte ich bei ihr einen anderen Gedanken bemerkt, nie gesehen, daß sie Interesse für einen anderen Mann gehegt hatte. Das hielt ich immer für das häßlichste, wie ein Mann das beste, was er zu geben hat, an eine unwürdige verschwendet.

Davor war ich bewahrt geblieben, weil sie niemanden kannte.

So waren zuletzt selbst ihre besten Eigenschaften mir eine Quelle der Unzufriedenheit geworden.

Fern von ihr, fielen mir all die Eigenschaften an ihr ein, die mich gehalten hatten, daß ich vieles ertrug, was jedem anderen unerträglich gewesen wäre. —

Wenn ich in Berlin geblieben wäre, weiß ich nicht, ob ich in der Stimmung nicht zu ihr geeilt wäre; denn nun hatte ich Angst, und wollte und mußte verhindern, daß sie sich in ihrer Verlassenheit ein Leid antat. —

So wachte ich den Morgen heran, aber dann gewannen im hellen Licht des Tages wieder andere Gedanken die Oberhand. — Der Bruch war da, und es

durfte kein zurück geben. Ich hatte die Hand gegen sie erhoben, und das konnte jeden Augenblick wieder geschehen. Das durfte nicht sein. —

Ich stürzte mich auf die Morgenblätter aus Berlin, und suchte alles durch, aber dann sagte ich mir, daß selbst wenn sie tot war, heute früh noch keine Nachricht darüber sein konnte.

Am Abend kaufte ich mir auf dem Bahnhofe alle Zeitungen; immer glaubte ich unter Lokalnachrichten einen gesperrten Satz zu finden, aber es war nichts.

Drei oder vier Selbstmorde registriert, als ob das so garnichts sei. Andere Menschen, die mich nichts angingen. —

Wie langsam der Tag hinschlich.

Ich war in den Museen gewesen, hatte wohl eine Stunde vor der Sixtina gesessen, und ein so köstlicher Friede hatte sich um mich gebreitet. Dann war ich am Nachmittage im großen Garten gewesen, und abends ging ich in eine Singspielhalle, ganz wie das die richtigen Verbrecher taten. Aber ich langweilte mich, ich trank, und mir wurde mein Kopf so schwer; dann sprach ich mit den Menschen, die neben mir saßen, nur damit ich nicht erstickte, weil ich den ganzen Tag den Mund nicht aufgemacht hatte. —

Wieder verging eine Nacht, in der ich mich wie ein Verbrecher in Angst vor Entdeckung wälzte.

In den Zeitungen auch heute nichts! — Ich war so fest überzeugt gewesen, daß ich wieder und wieder suchte.

Die Wirtin kam doch sicher in ihr Zimmer, sonst hätte ich denken können, daß sie tot da lag und niemand sie gefunden hatte.

Der Frau hatte ich gesagt, ich müsse auf ein paar Tage verreisen, — damit meine Abwesenheit nicht gleich so auffiel, und eine Möglichkeit sich gab, dem Gerede der Leute entgegenzutreten.

Am dritten Tage ertrug ich die Ungewißheit nicht mehr.

Was hatte es für einen Zweck, daß ich hier in Dresden saß und in Zweifeln verging, und von nichts wußte. —

Wenn nun nichts geschehen war? — Wenn auch sie erkannt hatte, daß es am besten war, wir gingen in Frieden auseinander? —

Bei ihr war alles möglich. —

Es war sogar sehr wahrscheinlich, daß sich nichts ereignet hatte, weil ihr der unmittelbare Impuls fehlte, eben meine Gegenwart.

Am Abend schrieb ich eine Zeile an sie, daß sie mir nach einem Berliner Postamte Antwort geben möchte: ob und wann ich meine noch bei ihr befindlichen Sachen abholen lassen könnte. — Ich tat, als würde mir der Brief nach einem Vororte Dresdens nachgesandt.

So wußte ich bei meiner Ankunft wenigstens gleich Bescheid, was war.

Am folgenden Mittage fuhr ich ab, und in geschlossener Droschke vom Anhalter Bahnhofe nach dem Alexanderplatzhotel.

Ich wäre am liebsten noch zur Bendlerstraße gegangen, aber ich fürchtete einem Bekannten, oder gar ihr selbst zu begegnen, und so unterließ ich es wieder.

Am andern Morgen ging ich zum Postamte am Belleallianceplatze, wohin ich mir die Antwort bestellt hatte.

Ich mußte mich gedulden, denn vier Leute standen vor mir, dann endlich kam ich.

Der Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich die Chiffre sagte; der Beamte sah mich eigentümlich forschend an, als er mir den Brief gab. —

Auf den ersten Blick wußte ich, daß er von ihrer Hand war.

Es war also noch alles wie früher. —

Auf der Straße riß ich den Umschlag ab und sah, daß sie drei Seiten geschrieben hatte; aber es flimmerte alles vor meinen Augen, und die Zeilen liefen durcheinander, daß ich kein Wort entziffern konnte.

Allmählich erst begriff ich den Inhalt. Es standen viel böse Worte drin, sinnlose Vorwürfe und Anklagen.

Verdient habe sie eine solch Behandlung nicht, und nie hätte sie das von mir erwartet. Am Schlusse Dank für das Geld und die Erwartung, daß ich meinem gegebenen Versprechen nachkommen würde.

Die Affaire war also leidlich abgelaufen, und ich atmete auf, daß sie so vernünftig dachte.

Es war alles garnicht so schlimm. Jetzt erst sah ich ein, wie ich mir ganz falsche Vorstellungen gemacht hatte.

Das hätte ich früher haben können. —

Ich suchte nach einer Wohnung, und fand in der kleinen Alexanderstraße ein Zimmerchen mit einem Klavier, das ganz brauchbar war und das ich mir sofort stimmen ließ. —

Lange überlegte ich, ob ich ihr wieder schreiben sollte, dann hielt ich es für das vernünftigste; aber ich fuhr bis Luckenwalde, weil ich ja doch nichts zu tun hatte und warf dort den Brief in den Schnellzug, mit dem ich abends zurückkam, — damit sie im Glauben blieb, ich sei weit fort.

In ihrer Antwort schien sie daran zu zweifeln, und schrieb: ich könne ruhig nach Berlin kommen, sie führe nichts böses gegen mich im Schilde, wenn ich ihr auch ihr ganzes Leben zerstört habe. —

Eingehend und im dringlichsten Tone hatte ich ihr auseinandergesetzt, wie ich Ruhe haben mußte, und wie

notwendig die Trennung sei. Ich hatte den Text zu einer Oper gefunden, wollte ihn selbst schreiben, und da brauchte ich Einsamkeit und vollständige Freiheit zum schaffen.

Wenn ich nicht arbeitete, konnten wir in kurzer Zeit alle beide hungern. Und sie wollte doch leben.

Wir seien beide so nervös geworden, daß wir gut taten, eine Weile ganz von einander fern zu bleiben.

Mit diesem Briefwechsel vergingen etwa vierzehn Tage.

Voller Schrecken erkannte ich zu spät, daß wenn ich sie auch nicht sah, ich von ihr nicht frei war.

Diese Briefe beunruhigten mich, sie brannten mir in der Tasche. Die Sätze gingen mir im Kopfe herum. Ich las sie wieder und wieder, drehte jede Phrase, und das ganze Zimmer, in dem ich jetzt lebte, war gleichsam mit ihrer Atmosphäre erfüllt. Von dem Papier ging ein feiner Duft von Heliotrop aus, der meine Sinne gefangen nahm und Vorstellungen in mir erweckte, die ich vergebens zu unterdrücken suchte. —

Ich mußte immerzu an sie denken; was für Zerstreuungen ich auch dagegen versuchte.

Das Band war nicht zerrissen — nur gelockert; eine furchtbare Enttäuschung griff Platz, daß sie noch auf der Welt war, daß ich ihre Einwirkung auf mich noch spürte.

Unausgesetzt beschäftigte sich meine Phantasie mit ihr, als lebe sie in mir, als sei ich von ihr besessen,

wie von einem Dämon. Ich hörte ihre Stimme, ich fühlte ihre Nähe.

Manchmal im geschlossenen Zimmer, wo ich stets den Riegel vorschob und den Wirtsleuten täglich einschärfte, niemanden, wer es auch sei, vorzulassen, glaubte ich sie neben mir stehen zu haben. —

Ich war nicht gemeldet, hatte einen fremden Namen angegeben, behauptet: ich hätte eine Wohnung und wollte in Ruhe arbeiten; so daß es ausgeschlossen war, daß mich jemand auffinden konnte.

Und doch lebte ich in der steten Furcht, ich könne entdeckt werden. Ich machte Umwege beim nach Hause kommen, ich sah mich um, ob mir auch niemand folgte.

Es war eine Art Verfolgungswahn, der mich erfaßt hatte; — darüber war ich mir völlig klar.

Meine Wirtsleute wunderten sich, daß ich ihr Klavier nie benutzte; aber jeder Ton tat mir weh, es gellte mir in den Ohren, alles klang wie eine gräßliche Dissonanz, ich konnte keine Musik hören; und um sie nicht argwöhnisch zu machen, zeigte ich ihnen alte Manuskripte, als ob ich die bei ihnen geschrieben hätte, und versuchte ihnen klar zu machen, worin die Arbeit des komponierens bestche. —

Das angenehme an der Wohnung war, daß die Kaserne mein Gegenüber war, von dort her war ich vor Neugier sicher. In der ganzen Straße war kein

Eingang auf der andern Seite, nur die glatte Mauer, und an den Fenstern die Soldaten in ihren Drillichjacken. —

Nun hatte ich Ruhe zum arbeiten, aber ich kam nicht dazu. Meist trieb ich mich draußen herum.

Mein Lieblingsaufenthalt war der Friedrichshain geworden, da ging ich fast alle Tage hin, konnte dem Spiel der Kinder zusehen, und nie versäumte ich es, den kleinen, versteckten Friedhof der Märzgefallenen aufzusuchen, der das ganze Jahr verlassen und einsam dalag, und nur in den paar Tagen des März von Neugierigen überlaufen wurde, die die Ruhe der armen Toten dann störten.

Das eine Grab interessierte mich immer, mit der Inschrift: Ein unbekañter Mann. Meine Gedanken rankten sich darum und ich hätte gern eine symphonische Dichtung darüber geschrieben; allerhand Einfälle hatte ich so, wenn ich da draußen war, aber daheim kam ich nicht dazu, da schob sich immer der fremde Einfluß dazwischen und verdarb mir alles.

Namenlos! wenn niemand von einem was wußte. Um einer großen Sache willen sein Leben opfern, oder still und ohne Aufsehen verschwinden; und dann so friedlich gebettet zu werden, abseits von allem Verkehr, ein unbekannter Mann, — wie gut das sein mußte!

❦

Zwei einsame Menschen waren zusammen gekommen, und aus den beiden Einsamkeiten war ein blutiger Kampf auf Leben und Tod geworden.

Ich haßte die Frau, und ich fürchtete sie zugleich.

Und dabei lockte sie mich, es reizte mich, sie wiederzusehen, ihr gegenüber zu stehen. Ihre Briefe, die so ruhig klangen, zogen mich zu ihr hin, und sie schrieb, ob ich sie nicht wiedersehen wollte.

Manchmal in der Nacht schrak ich auf. Ihr Duft umwehte mich, und mir hatte geträumt, ich hätte wieder in ihren Armen gelegen.

Ich sah mir die Weiber auf der Straße an, ob eine im stande sein würde, mir diese Illusion zu verschaffen, aber ich fand keine. Ich hatte ja auch garnicht den Mut, eine anzureden, oder mich von ihnen anreden zu lassen.

Und es wäre so gut gewesen. —

Denn man unterliegt dem Einflusse einer Frau nur, wenn man ihr treu ist; das habe ich zu spät erkannt, daß man damit ihr Sklave wird, ein willenloses Werkzeug ihrer Launen.

Man wird erst frei, wenn man sich für eine andere interessieren kann, und wäre es auch nur für eine flüchtige Stunde.

Das giebt einem die innere Freiheit, hebt den Zwang auf. Aber dazu war ich nicht geschaffen.

Ich kannte nur sie, wollte nur sie kennen; zuweilen überfiel mich das Bedürfnis, zu ihr zu eilen, sie einfach in die Arme zu schließen, und alles auszulöschen mit einer Umarmung, alles — was sich fremd und trennend zwischen uns gestellt hatte. —

Aber dann war ich verloren. Zum zweiten male riß ich mich nicht los; dann war es mit mir vorbei, das wußte ich.

Und ich quälte mich in Sehnsucht und Haß. —

War es nicht doch das beste, daß ich sie einmal wiedersah?

Damit wurde ich die unangenehme Sorge los, ihr unvermutet zu begegnen. Einmal mußte ich ihr wieder in den Weg kommen. Besser es mit Absicht herbeiführen, als es dem Zufall überlassen.

Sie schrieb mir: Du kannst ruhig zu mir kommen, ich verspreche dir auch, ganz vernünftig zu sein. —

So ging ich endlich darauf ein, daß wir uns am Abend am Luisendenkmal treffen wollten; nicht am Tage; dazu hatte ich den Mut nicht. Im Schutze der Nacht! —

Ich stellte mir vor, daß ich dann fliehen konnte, vom Dunkel behütet, durch die Büsche hin, sobald sie ein Wort sagte, das mich quälte.

Weshalb ich das Bild einer Flucht hatte, weiß

ich nicht; aber ich sah mich stets fliehen, — bald vor ihr, die mir drohend nachrief, bald weil sie am Boden lag und Leute herbeigeeilt kamen, vor denen ich mich flüchtete. —

In der ganzen Zeit hatte ich mich garnicht in den Westen getraut.

Dabei trug ich stets eine Waffe bei mir.

Ein paar mal glaubte ich sie in der Ferne zu sehen, und hatte mich verborgen. Es war immer ein Irrtum gewesen.

Stundenlang blieb das schreckliche, nervöse Herzklopfen, das mich dabei befiel. —

In allen Farben hatte ich mir diese beabsichtigte Unterredung vorgestellt. Nur nicht in der richtigen.

Es kam ganz anders. —

Ich hatte sie eine halbe Stunde erwartet, soviel früher hatte ich mich eingefunden, und stand in dem dunklen Gange, hinten an der Brücke, wo das Denkmal Friedrich Wilhelms ist. —

Dann sah ich sie. — Einen Augenblick zauderte ich, ob ich nicht doch noch gehen sollte, — dann schritt ich auf sie zu.

Sie gab mir die Hand und sagte:

— Weshalb hast du mir das alles getan? —

Aber in einem so weichen, fast bittenden Tone sagte sie es, daß mir das Wort in der Kehle stockte.

— Du hättest ruhig mit mir über alles sprechen können. Ich bin so verzweifelt gewesen. Ein Wunder, daß ich noch lebe.

Das sagte sie mit solch überzeugungsvollem Tone, daß ein Fremder ihr gewiß geglaubt hätte.

Ruhig reden! — als ob das je mit ihr möglich gewesen. Heute war es möglich. Als ob sie ein anderes Wesen sei, so sprach sie.

Aber auch ich suchte vorsichtig meine Worte, damit keine Veranlassung zu irgend welchem Zank entstand.

Was sie sagte, war eine recht eigenartige Auffassung der ganzen Sachlage, von einem Standpunkte, den ich nicht teilen konnte. Aber darüber diskutierte ich nicht.

Sie trug ein neues, ganz prall anliegendes Jacket, das ihre Büste so zur Geltung brachte, daß meine Blicke nicht davon lassen konnten.

Ihre Nähe wirkte verführerisch auf meine Sinne; und das feine Geraschel ihrer seidenen Röcke kitzelte mein Ohr.

Meine Lippen wurden heiß, und ich kämpfte mit dem Wunsche, sie an mich zu ziehen, und den brennenden Durst zu stillen, der mir die Kehle dörrte.

Wir gingen tief in den Tiergarten hinein, bis hinaus nach Charlottenburg, und wenn sie auch ernst blieb, fast immer mit zusammengezogenen Brauen, so verlief

doch alles gut. Dann brachte ich sie bis in die Nähe ihrer Wohnung, die sie am Ersten verlassen wollte. Es war ihr unbehaglich vor den Wirtsleuten, zu bleiben.

Dann fragte sie mich, wo ich wohnte, und wie unter einem Zwange hatte ich es ihr gesagt, ehe ich recht überlegen konnte.

Sie erkundigte sich, was ich arbeitete; und ich behauptete, ich wäre sehr fleißig.

Als wir an der Bendlerstraße Abschied nahmen, sagte sie:

— Wir könnten uns doch wirklich öfter treffen. Du siehst, ich habe mich in alles gefunden. Ich tue dir doch nichts. Versprich mir, daß wir uns öfter sehen, ich bin so schrecklich einsam und werde ganz trübsinnig. —

Damit trennten wir uns. —

❦

Ich ging durch den Tiergarten zurück, die Linden entlang, am Schlosse vorbei zu meiner Wohnung wie im Traum. —

Freilich, wenn sie nur annähernd früher so gewesen wäre, dann hätte alles anders kommen können.

Zum ersten male seit vielen Monaten war ich ruhig. Meine Nerven belästigten mich nicht, ich ging

durch die Straßen ohne alle Sorge, ihr zu begegnen und fand, daß es gut gewesen war, mich mit ihr zu treffen.

Am Alexanderplatz kehrte ich noch im Prälaten ein. Ich mußte unter Menschen sein. Das Lokal war nicht eben hervorragend vornehm, aber darauf kam es mir garnicht an. Ich wollte Menschen um mich sehen, Lärm und Bewegung. —

Ich schlief ausgezeichnet; und am andern Morgen war das erste, daß ich das Klavier aufschlug, und eine wüste Phantasie loslegte, daß meine arme Wirtin entschieden dachte, ich sei verrückt geworden.

Aber ich erklärte ihr, daß ich mit dem niederschreiben fertig sei, und nun alles auf dem Klavier versuchen würde.

Ich war ein ganz anderer Mensch, pfiff und war vergnügt, aß mit Appetit zu Mittag in der Weinkneipe von Knoop; und am Nachmittage fand ich die Melodie zu einem Gedichte von Arno Holz, das ich unter meinen Papieren entdeckt hatte.

Eine Berges Last war von mir abgewälzt; und die ferne Hoffnung tauchte auf: nun könne alles gut werden. Ich fühlte wieder die Kraft zur Arbeit und damit neuen Lebensmut. Ich würde in eine vernünftige Gegend übersiedeln, wollte bei meinen früheren Lehrern nachfragen, ob keiner für mich ein paar gut be-

zahlte Stunden wußte, damit das nötige Kleingeld nicht fehlte.

Kurz, ich sah die ganze Welt im rosigsten Licht.

❧

Diese gute Stimmung dauerte acht Tage, dann störte sie mir ein lamentabler Brief, der mitten hinein traf in eine Stunde reinster Inspiration.

Als ich ihn hingelegt hatte, da war mir: als sei aus meinem Hirne alles vertrieben, was mich eben noch so ganz erfüllt hatte, wie ein Schwamm über eine Tafel fährt und alles wegwischt.

Ich wollte die wenigen Zeilen vergessen, aber es ging nicht. —

Da lag der Brief, ich mußte ihn wieder und wieder lesen. Dann verbrannte ich ihn, wollte mir einbilden, er sei nicht gewesen. Aber das ging nicht. Ich hörte, was darin gestanden, als flüstere sie es mir zu, eine jämmerliche Bitte, zu ihr zu kommen, weil sie es allein nicht aushielt, weil sie sich tot ängstigte in ihren einsamen Nächten. —

Aber ich verschloß mein Ohr und wollte nichts davon wissen.

* * *

Ich hatte seit kurzem in der Familie einer deutsch-russischen Dame, die mit ihren Kindern sich in Berlin aufhielt zu unterrichten.

Unter den Linden hatten die Melikows eine Privatwohnung.

Es war ein fünfzehnjähriges Mädchen und die ältere Schwester, die zwanzig oder einundzwanzig Jahr sein mochte. —

Nie bin ich einem lieberen und sanfteren Geschöpfe begegnet. Wie eine Erlösung hat sie vom ersten Augenblicke an auf mich gewirkt; ein ganz anderer Mensch wurde ich in ihrer Gegenwart. Alles war abgestreift, alles vergessen. Nichts blieb von der Vergangenheit, als sei ein eiserner Vorhang hinter mir niedergegangen, wenn ich das Haus betrat, wenn ich sie vor mir sah.

Weiches, aschblondes Haar um das schmale Gesicht mit den hellen Augen, die so freundlich blickten. Kein lautes Wort kam aus ihrem Munde, und nie konnte sie auch nur einen Augenblick müssig sitzen.

Die kleine Olga hing mit schwärmerischer Liebe an ihrer großen Schwester, und wenn ich mit ihr allein war, wußte sie nichts anderes, als mir von Aja zu erzählen.

Aja! wie das klang, so still und friedenvoll. Aja! . . Wie oft habe ich den Namen leise vor mich hingesprochen. Er war mein Schild gegen alles, was

von der Welt da draußen auf mich einstürmen wollte.

In diesen Räumen gesundete ich; ihre Nähe war eine lebensrettende Arzenei.

Kein Wunsch keimte auf, kein häßlicher Gedanke regte sich mehr in mir. Ein neues Leben schien mir aufzugehen. —

Der Vater lebte in Rußland, die Mutter war leidend und bei einem unserer Professoren in Behandlung.

Sie konnte sich nur schwer fortbewegen, und blieb deshalb gern am Fenster sitzen. Nur zur Oper gingen sie viel; und eines Abends forderten sie mich auf, sie zu begleiten. —

Von da ab war es einfach selbstverständlich, daß ich mit ihnen kam; daß wir schon vorher von dem Stücke sprachen, — daß ich ihnen vorspielte und lange theoretische Auseinandersetzungen sich daraus entspannen.

Dadurch waren wir uns so nahe gekommen, wie es sonst wohl ausgeschlossen war. —

Es blieb nicht bei der Oper, sondern ich begleitete die beiden jungen Mädchen mit ihrer Französin in die Museen; und obwohl ich mich gut in allem auskannte, bereitete ich mich auf diese Besuche gründlich vor, sodaß ich kaum eine freie Stunde mehr hatte. Nichts war mir lieber als diese Tätigkeit.

Olga hing fast immer am Arm ihrer Französin,

und so hatte ich Gelegenheit, mit Aja ungestört zu plaudern.

Ich fühlte, welches Wohlwollen man mir entgegenbrachte. Wo nur eins meiner Lieder gesungen, oder eine Komposition von mir gespielt wurde, mußten sie alle hingehen.

Die Mutter, mit der ich von meinen Plänen sprach, vor allem von der Oper, die ich angefangen, glaubte an mich; und wie mir diese Zuversicht wohl tat, läßt sich nicht beschreiben

Ich rankte mich an diesem fremden Glauben wieder empor. Ich sah, wie Aja schwieg und still wurde, wenn von meiner Zukunft die Rede war; ich wußte, daß ich ihr längst nicht mehr gleichgiltig war.

Einmal war die Rede von Aja's Zukunft.

— Einen Russen wird sie nie heiraten wollen, sagte die Mutter, sie mag die Russen nicht leiden; bis einer kommen wird, mit dem sie Frieden schließen muß. Sie ist so sehr für die Deutschen. Aber nur nicht einen Kaufmann, dann hat sie nichts von ihrem Leben. Sie sehen ja: mein Mann! — Da müssen wir hier ohne ihn sein, und er ist in seinem Geschäfte ohne uns. Und dann keinen Offizier; nein, das mögen wir nicht, einen Menschen, der nur die Bauern lehrt, wie man die Leute umbringt.

— Aber Mama! . .

— Gut, gut, mein liebes Kind. Wir werden nicht viel dazu sagen können; du bist dank deiner Tante dein freier Herr, — aber ich bitte dich, keinen Soldaten, ich kann den Geruch der Kaserne nicht vertragen.

— Ich denke auch garnicht daran, Mama.

Ich konnte nur dabei sitzen und schmerzlich lächeln, wie sie über Aja's künftigen Gatten sprachen. —

Frau Melikow war ein paar Tage ganz an das Haus gefesselt, sie mußte auf der Chaiselongue liegen; und da sie die Musik nicht entbehren mochte, veranstaltete sie kleine musikalische Abende, zu denen sie sich die besten Kräfte unserer Musikwelt einlud. Ein paar mal mußte ich meine Bekanntschaft dazu benutzen, um ihr jemanden herzubringen, koste es was es wolle.

Mit meinen ehemaligen Lehrern und Freunden, die ich lange vernachlässigt hatte, traf ich hier im Hause wieder zusammen; und diese Abende waren so voll künstlerischer Anregung, daß niemand es bereute, sich eingefunden zu haben.

Ich war fast wie ein Kind im Hause; und bei allem was man plante, wurde mein Rat eingeholt und eigentlich immer danach gehandelt.

— Wir werden ohne Sie überhaupt nicht mehr leben können, sagte Frau Melikow eines Tages. Wir werden Sie einfach nicht mehr freilassen, wenn wir nach

Nizza fahren. Nein, nein, ernsthaft; ich möchte gern, daß Aja weiter solche Fortschritte machte, wie diese wenigen Wochen unter Ihrer Leitung. —

Diese Abreise nach Nizza stand wie ein Schreckgespenst vor mir; ich mochte garnicht daran denken, und auch Aja ward immer still, und einmal nur sagte sie:

— Aber Mammi, daran ist doch garnicht zu denken, ehe es dir nicht viel besser geht. —

❦

Wir werden ohne Sie nicht leben können! . .

Wie bald sollte der Zeitpunkt kommen, daß es doch geschah; und das auf eine so dumme Weise, eine so dumme, dumme Art. —

Die Maralieder wurden von einer unsrer ersten Künstlerinnen, die sie in ihr Repertoire aufgenommen hatte, gesungen, und sie wollten alle hingehen.

Ich mochte nichts davon hören. Es war mir entsetzlich, nur daran zu denken. Ich hätte sie am liebsten vernichtet, daß nie wieder eine Note davon gesungen oder gespielt werden konnte, aber das ging nicht, dazu hatte ich nicht die Macht mehr. Sie gehörten ja meinem Verleger, und wer dafür bezahlte, konnte sie haben.

Mit Aja dahin zu gehen, vermochte ich nicht.

Aber sie bat und flehte, und dann wollte sie wissen, aus welchen Gründen ich mich so sträubte.

Ich hatte schon lange auf die Gelegenheit gewartet.

Es mußte zwischen uns einmal zur Sprache kommen, und da sagte ich ihr alles, schonend aber doch deutlich genug. Daß ich diese Lieder für eine Frau geschrieben hatte, deren Spuren ich aus meinem Leben tilgen wollte; die mich so furchtbar gequält hatte, daß ich verzweifelt zusammengebrochen war. Nichts wollte ich mehr davon wissen, nichts; nicht mehr den Namen hören, sondern endlich frei sein. —

Darum konnte ich nicht mit kommen; die Qual wäre zu groß gewesen. —

Das sah sie ein und war ganz still — und dann erklärte sie: sie würde auch nicht gehen.

Allein das konnte ich nicht zugeben. Wie sollte das aussehen vor der Mutter.

Ich wollte tun, als würde ich hingehen, als wolle ich mich nur nicht im Publikum sehen lassen, und kam nach dem Konzerte zu ihnen ins Haus.

Damit war Aja einverstanden; und ich hatte mich vorher bei der Mama entschuldigt, die ein wenig enttäuscht war, daß ich nicht neben ihnen sitzen wollte. —

Die Zeit schien mir endlos, bis das Konzert aus war. Ich wußte garnicht, was ich anfangen sollte.

Und dabei fiel mir ein, wie viel ich für und durch jene andere anfänglich gearbeitet hatte — noch nie aber war mir der Gedanke gekommen, etwas um Aja's willen zu schreiben. — —

Sie hatte meine Kunst nicht beeinflußt; und doch war, was ich für sie empfand, so viel reiner, so tief gewaltig, daß es sich mit jener vergessenen Leidenschaft gar nicht messen konnte.

Als ich endlich bei ihnen erschien, überschüttete mich die Mutter mit Vorwürfen, weshalb ich auf den Beifall nicht erschienen sei, da man doch meinen Namen so vielfach gerufen hatte. Sie hätte sich so gefreut. —

Aber es waren alte Sachen, erwiderte ich, Jugendsünden; und um die verbeugte man sich nicht nach Jahren.

Sie konnte von den Liedern garnicht loskommen, ich sollte sie durchaus spielen, und wie ich das oft bei anderen Sachen getan, mit halber Stimme singen.

Allein dagegen sträubte ich mich energisch; nach einer Künstlerin, wie wir sie heute gehört, war das unmöglich: das sah sie auch ein, und ich hatte Ruhe. —

Später sagte Aja leise zu mir:

— Ich habe sie gesehen.

— Wen? fragte ich, — da ich nicht verstand.

— Die Dame, von der Sie neulich gesprochen haben. — Sie ist eigenartig schön.

Ganz betäubt sah ich sie an. Das merkte sie wohl und fuhr rasch fort:

— Ein Herr neben mir zeigte sie seiner Frau, und erzählte ihr von der Dame. Später hat Professor Walter sie mir auch noch gezeigt.

Mir schlug das Herz zum zerspringen. Alle Welt wußte also davon? — Man zeigte sie sich gegenseitig; die Leute wußten von ihr und mir!

Das kam mir so häßlich vor, vor allem da ich es aus Aja's Munde vernahm, daß ich nichts antworten konnte, aber ich fühlte, wie eine brennende Röte der Scham mir in die Wangen stieg. —

Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn jene nie in mein Leben getreten wäre; ich begriff nicht, wie ich ihr auch nur eine Stunde hatte opfern können; und ich hatte die besten Jahre um sie vergeudet. Nutzlos war die Zeit verstrichen, und anstatt vorwärts war ich nur zurück gekommen.

Die Frau hatte mich vergiftet mit ihrer Hysterie, hatte all meinen Willen gebrochen, daß ich eine Puppe in ihren Fingern gewesen war, und sie mit mir hatte machen können, was ihr in ihrer krankhaften Laune einfiel.

Ich konnte an dem Abend kein Wort mehr mit Aja sprechen, aber am anderen Abend begleitete ich sie zu einer Freundin, und da kamen wir wieder darauf zu sprechen, und sie fragte mich:

— Und nun ist alles aus zwischen Ihnen und ihr?

— Alles! —

Nach einer ganzen Weile sagte sie:

— Das freut mich!

Und wieder nach einer langen Pause fragte sie:

— Wollen Sie mir etwas versprechen? . .

— Alles, was Sie wollen.

— Ich weiß ja nicht, ob Sie es können; aber wollen Sie mir nicht versprechen, dieses Mädchen nie wiederzusehen.

— Ich verspreche es Ihnen!

— Ich habe keinerlei Recht dazu, aber ich bin Ihre Freundin, die es gut mit Ihnen meint. Und wenn das alles ist, wie Sie mir sagen, dann würde es mich so froh machen, wenn ich wüßte: Sie sind ganz frei, und sehen jene nie wieder. —

— Ich schwöre es Ihnen zu, Aja! ich will sie nie wiedersehen; ich habe nichts mit ihr zu schaffen, das schwöre ich Ihnen! —

Sie gab mir ihre Hand, die ich an die Lippen führte, und dann sagte sie:

— Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen! Und wenn irgend etwas ist, dann sagen Sie es mir; und Sie sollen in mir Ihre beste Freundin sehen.

— Ja, Aja, das weiß ich! —

Wir gingen neben einander hin, als ob wir nun

einen Bund für die Ewigkeit geschlossen hätten; stumm schritten wir durch die Nacht, denn jetzt ließ sich nichts sagen, nicht in dieser Stimmung. — Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aber war so mächtig in uns, es wuchs und wuchs, daß es keiner Worte mehr bedurfte. —

Und wenige Tage später sollten wir uns auf immer trennen. —

Alle paar Tage waren mir noch Briefe ins Haus gekommen; anfangs Bittbriefe, dann Drohschriften, die ich jetzt verlachte. Aja sagte ich nichts davon.

Nein, das konnte ich nicht, konnte ihr, die in einer ganz anderen Sphäre lebte, nicht den Blick für diese Dinge öffnen. Dazu schämte ich mich zu sehr; und so hatte ich ihr das alles verschwiegen. — Es sollte nicht den Saum ihres Kleides streifen.

Und dann schien ich mir so verächtlich durch diese häßlichen Verhältnisse; und fürchtete, sie könne geringer von mir denken, daß ich schweigend ihr all das verheimlichte. —

Ich beantwortete die ersten Briefe kühl, dann wies ich sie ab, und zuletzt kümmerte ich mich nicht darum und ließ sie uneröffnet.

Da kam der Abend der Maralieder, und am Tage vorher verlangte sie mich zu sehen. Aber ich hatte das Verlangen abgewiesen, und ihr nur auf ihre

Bitten ein Billet geschickt, ehe ich noch ein Wort mit Aja gesprochen hatte.

Beunruhigt hatte es mich doch. Jetzt aber war ich erhaben darüber, seit ich eine Schutzgefährtin gefunden hatte, eine Bundesgenossin gegen alle Anfechtungen.

Ich habe mich verrechnet. —

Aja hatte mich gebeten, sie eines Mittags abzuholen; allein ich mußte sie bitten, bis zum nächsten Tage zu warten, da ein Freund von auswärts mich besuchen wollte.

Der Besucher kam nicht, und ich mochte nicht länger warten, sondern hatte die Absicht, doch zu Aja zu gehen. —

Es war ein sonnenheller Märztag, ein leichter Schneefall hatte alle Straßen weiß bestreut, und der Frost verhinderte, daß der Schnee unter den Rädern und den Füßen der Menschen weg schmolz, so daß alles freundlich weiß blieb.

Ich kam vom Dome her und wollte über die Schloßbrücke, als mir jemand den Weg verstellte.

Es war Mara! —

Ich wollte rasch an ihr vorbei, aber es ging nicht.

— Ich muß dich einen Augenblick sprechen, sagte sie.

Ohne auf sie zu hören, ging ich weiter.

— Willst du mich anhören, oder nicht! —

Ich schüttelte sie von mir ab, und ging schneller, aber sie wich nicht von mir:

— Soll es einen Skandal geben? schrie sie jetzt.

So laut hatte sie das gerufen, daß die Leute aufmerksam wurden.

Ich wollte davon, aber schon hatte sie meinen Arm erfaßt und zog mich nach dem Schinkelplatz.

Ein paar Leute waren stehen geblieben und erwarteten wohl von ihrem aufgeregten Wesen eine Scene. Da fragte ich denn, um das zu vermeiden:

— Was willst du? — aber rasch! —

Sie hatte meinen Arm gefaßt und ließ mich nicht los.

Was hätte entstehen sollen, wenn es hier einen Auflauf gab, und die Schutzleute dazwischen kamen? Am besten, ich lenkte ein, und suchte sie zu beruhigen, um sie rasch los zu werden.

— Was ich will? — Antwort auf meine Briefe will ich.

— Was sollte ich darauf antworten? —

Ich wich ihren hastig hervorgestoßenen Worten aus, suchte einzig, wie ich von ihr frei kommen konnte. Ich sah, wie man uns beobachtete — und ich lächelte, als ob ich mit dem Mädchen, das meinen Arm nicht los ließ, ein harmloses Gespräch führe.

Wir gingen an dem Geländer der Spree hin; und als ich mich jetzt, nachdem ich sie lange genug ertragen hatte, losmachen wollte, drohte sie mir, sich ins Wasser zu stürzen.

Aber da mußte ich lachen:

— Tu es doch! — So tu es doch endlich mal! Damit sie dich gleich wieder aus dem Dreck herausziehen. So tu es doch! — schrie ich ihr zu. Du bist ja viel zu feige dazu! . .

Und da sie mich erschreckt los gelassen, eilte ich über den Damm in die enge Gasse drüben; und als ich mich umsah, hörte ich, wie sie mir etwas nachrief, was ich nicht mehr verstand.

In eine Droschke, die vorbei fuhr, warf ich mich und trieb den Kutscher zur Eile an. Viel zu langsam fuhr er mir, und alle Augenblicke sah ich mich um, ob sie mir nicht folgte, — aber niemand belästigte mich. —

❦

Erst gegen Abend kam ich in die Stadt zurück. Ich war im Grunewald gewesen, um allein zu sein.

Ich mußte erst den häßlichen Eindruck vergessen vom Nachmittage.

Was hätte ich gegen sie tun können?

Nichts! —

Mich an einen Schutzmann wenden, — das war lächerlich.

Ich mußte so mit ihr fertig werden.

Als ich bei Aja abends vorsprach, sagte mir das Mädchen: es sei niemand zu Hause, und die gnädige Frau könne nicht empfangen, sie befinde sich sehr schlecht. —

Ich bin stundenlang in der Nacht dem Hause gegenüber auf und ab gegangen, habe auf einer Bank unter den Linden bis um Mitternacht gesessen und gewartet, aber niemand ist gekommen. — Oben in der Wohnung war Licht in mehreren Zimmern, aber das konnte täuschen, und ich traute mich nicht noch einmal hinauf.

Ich war so erfroren und vom Hunger gequält, daß ich endlich fortgehen mußte, so schüttelte es mich, als ob eine Krankheit mich erfaßt hatte. —

Am andern Vormittage wurde ich wieder nicht vorgelassen. Wie es mit den Stunden heute sei, wisse sie nicht, sagte das Mädchen.

Da schrieb ich Aja aufgeregt ein paar Zeilen, daß ich sie sprechen müsse; es sei dringend notwendig für mich. —

Ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte sie sehen, mußte sie sprechen. —

Da wurde ich dann gegen abend vorgelassen.

— Meiner Mutter geht es so schlecht; wir werden wohl reisen müssen, sagte sie.

Ich streckte ihr die Hand entgegen, aber sie nahm sie nicht. Sie hatte Tränen in den Augen.

— Aber Aja, was ist denn?

Sie gab sich einen Ruck, warf den Kopf in die Höhe und sagte:

— So sage ich Ihnen denn Lebewohl, und auch im Namen von Mama vielen Dank für alles was wir Ihnen schulden. Wir werden uns vor unserer Abreise wohl nicht mehr sehen . .

Ich trat einen Schritt zurück, und fragte mich: was das nur bedeuten solle? —

Ihr tat also leid, was sie mir vor wenigen Tagen gesagt hatte. — Es war also alles nicht wahr — nur eine schöne Lüge, ein irrer Traum gewesen, alles — alles vorbei!

— Was ist denn geschehen, um Gottes willen? . . fragte ich.

Sie wandte sich ab, und sah zum Fenster hinaus, dann sagte sie:

— Ich habe Sie gestern gesehen! Sie haben nun Ihr Wort doch nicht gehalten! —

— Hören Sie mich an, Aja . . .

— Ich will nichts hören, ich mag nicht! — Wenn man es mir erzählt hätte, würde ich es nicht glauben,

— aber ich habe es selbst gesehen, wie Sie mit ihr gegangen sind, wie sie an Ihrem Arme gehangen hat.

— Aber Aja, das ist ja alles nicht wahr. — Das . . . so lassen Sie sich erklären . . . .

— Nein! — Hier haben Sie wieder, was ich von Ihnen besitze, die paar Briefe und Ihr Bild; ich mag nichts davon behalten, und nun: Leben Sie wohl! —

Instinktiv hatte ich das schmale Päckchen genommen. Fassungslos stand ich da, die Gedanken jagten sich in meinem Hirne, aber ich kriegte keinen Satz heraus; und ehe ich noch ein Wort der Erklärung geben konnte, war sie aus dem Zimmer, und ich höre sie noch aufschluchzen, und wie die Tür hinter ihr zu fiel. —

Ich wollte ihr nach — aber da kam die kleine Olga, die schickte ich zu ihr. Dann das Mädchen, — aber sie war nicht mehr zu sprechen.

Fräulein habe sich eingeschlossen und lasse niemanden zu sich, meldete sie mir. —

Das Packet nahm ich mit, damit es nicht in fremde Hände fiel — und ich ging ganz betäubt; zögernd auf jeder Stufe blieb ich stehen. Und dann eilte ich davon, ich wollte ihr schreiben. — So rasch als möglich mußte ich nach Hause, um ihr alles zu erklären, um sie zu überzeugen, daß ich unschuldig war, — daß ich mein Wort nicht gebrochen hatte, daß alles ganz anders war, als sie es sich dachte.

Ich lief und lief, und die Gedanken gingen so wirr durch meinen Kopf, Fieber schüttelte mich — ich wußte nicht, wo ich war, bis ich endlich sah, daß ich auf einer Chaussee ging, schon außerhalb der Stadt, wo die Laternen weit von einander standen, daß man kaum etwas erkennen konnte.

Da kehrte ich um und lief nach Hause, ich lief, daß ich die Leute anstieß, daß Arbeiter hinter mir her fluchten, und die Frauen, an deren Körbe ich stieß, mich für betrunken hielten. —

Noch heute mußte sie den Brief haben, garnicht rasch genug konnte ich die Lampe anzünden, daß ich fast Glocke und Cylinder zerschlagen hätte.

Nun wußte ich nicht, wie ich schreiben sollte; ich fand keinen Anfang; dann warf ich einzelne Worte auf das Papier, — endlich kam ein wenig Ordnung hinein, aber immer wieder zerriß ich die Blätter, immer wieder fing ich von neuem an.

Meine Hände zitterten, daß ich die Feder nicht halten konnte. Fiebernde Angst hatte mich gepackt . .

Da schrak ich auf. —

Draußen hatte es geklingelt!

Ich horchte! — Nichts rührte sich. Die Leute mußten nicht zu Hause sein. —

Was ging es mich an. Der Brief! . . nur der Brief!

Da klingelte es wieder, zweimal! . .

Und plötzlich wußte ich: es konnte nur Aja sein, nur Aja! — Aja, die zu mir kam.

Ich stürzte hinaus zur Tür und riß sie auf.

Dann prallte ich zurück. —

Es war die andere! . . war Mara! . .

An mir vorbei drängte sie sich in mein Zimmer, und als ich auch drinn war, schloß sie hinter sich ab und nahm den Schlüssel an sich.

Was wollte sie von mir? was wollte sie? . . .

Ich wartete — aber ein Siegesgefühl wuchs in mir, daß sie sich mir so in die Hände gegeben hatte, das war gut — das war sehr gut! . . .

Nun hatte ich sie, nun sollte sie mir nicht entgehen die so siegessicher an der Tür stand.

Sie fing an zu sprechen. Irgend etwas, was ich nicht verstand; bald sprach sie laut, bald wieder leise. Den Schlüssel hielt sie in der Hand, den ließ ich nicht aus den Augen. Und wie sie näher kam, hatte ich ihn ihr mit einem raschen Griffe entrissen.

— Was fällt dir ein, schrie sie.

Aber ich achtete nicht auf sie. Aus dem Seitenfache meines Schreibtisches nahm ich den Revolver; ganz ruhig und langsam zog ich ihn aus dem wildledernen Futteral.

Da blitzte er im Scheine der Lampe auf, daß sie es sah.

— Was willst du tun? — Laß das sein, rate ich dir, rief sie.

Ich schob die Sicherung zurück, und indem ich mein Ziel fest ins Auge faßte, hob ich ihn ganz langsam.

Da wich sie zurück, die Hände in jäher Erkenntnis weit vorgestreckt, schreiend bis in die Ecke am Ofen, wo sie zusammenkauernd Schutz suchte.

Ich zielte, — ein gellender Schrei:

— Hilfe! Hilfe! — Er will mich töten! . .

Meine Hand war ganz ruhig — und ich drückte ab, zugleich mit dem Schrei, — aber nur ein hartes knacken des Hahnes antwortete.

Ich hatte vergessen, daß erst in der dritten Kammer die Kugel steckte. —

Auf den Knieen kam sie herangerutscht und flehte und bettelte um ihr Leben, so gottesjämmerlich, daß mich ekelte. —

Die fiebernde Spannung in mir war zerrissen von dem Augenblicke, wo der Hahn niedergeschlagen und kein Schuß gefallen war.

Ich durfte sie nicht töten, dann war alles verloren. Ich mußte doch den Brief schreiben, und sie, die bettelnd zu meinen Füßen um ihr armseliges Leben winselte, sollte den Eid der Wahrheit dazu leisten.

Ich hatte die Waffe fortgeworfen, saß da und stierte vor mich hin, weil ich einen Menschen hatte töten wollen, diese Frau, deren Arme mich umklammerten; die sich langsam zu mir herauf hob, die redete und redete, weinend und flehend, und es versuchte, mich glauben zu machen, daß alles was sie getan, Liebe für mich gewesen sei. —

Ihre Augen waren dicht an den meinen, ihr Mund sprach in meinen hinein; ich fühlte ihre heiße Nähe, jenes seltsame nachzittern der Angst und des Todesgefühles, das sie mir früher so oft in die Arme getrieben hatte. Und der verwirrende Duft des Heliotrops stieg zu mir auf, und nahm mich gefangen. Das wirkte einschläfernd auf meinen Zorn, und so traumhaft erregend auf meine Sinne.

Ich wußte nicht mehr, wie sie hierher kam, weshalb sie mich mit ihren Armen umschlossen hielt und sich so eng an mich drängte, — ich hatte alles vergessen.

Es brauste um mich her, und nur das eine wußte, ich: daß sie um Vergebung bettelte, um Liebe, daß die Rollen getauscht waren, und sie mir zu Füßen lag, und mich mit ihren Armen umfing.

Ich wußte von nichts mehr; dunkel entsinne ich mich, daß ich sie nachher in die Nacht hinausjagte — daß ich dann vergeblich nach der Waffe suchte, die ich weggeworfen hatte, daß ich ein Ende machen wollte, und sie

nicht finden konnte, — daß es mir schien, als sei die Lampe erloschen . . . und dann wurde es ganz dunkel um mich — ich griff taumelnd mit den Händen nach vorn — und wußte von nichts mehr! —

❦

Wieviele Tage vergangen waren, weiß ich nicht. —

Es war hell und still um mich her. Und das liebe Gesicht einer Schwester beugte sich über mich und lächelte mir zu.

Ganz — ganz allmählich wurde es mir klar, daß ich wohl in einem Krankenhause sein mußte. —

Wirr gingen die Vorgänge der letzten Zeit durcheinander, mit meiner Genesung kam Klarheit hinein, aber ganz konnte ich den Zusammenhang nicht lösen. —

Ich gab mir auch keine Mühe, denn ich fühlte mich so wohl und geborgen, und dabei so matt, daß ich kaum die Hand heben konnte.

Der Brief! — Der Brief! — ich mußte doch den Brief an Aja schreiben; aber dann erkannte ich, daß es nun keinen Zweck mehr hatte. Mit dem Schmutz, in den ich wieder gesunken war, konnte ich nicht mehr vor ihr erscheinen. — Nun war alles vorbei; nun hatte es keinen Zweck mehr, mich zu rechtfertigen. —

Mir kam der Gedanke, sie könne von meiner Krank=

heit gehört haben; und eines Tags würde die Tür sich öffnen und sie hereinkommen und mir verzeihen. —

Aber was ich getan hatte, ließ sich nicht verzeihen! Das schied mich für immer von ihr. —

Eines Tages aber, als ich im Halbtraume lag, öffnete sich die Tür, und eine Frau kam herein, und setzte sich weinend an mein Bett. —

Ich lag da, wie gelähmt, und dann kam mir der Wunsch die Hand auszustrecken und nach ihrem Halse zu greifen .... aber ich war zu schwach, — auch hatte es keinen Zweck mehr. Sie trug ja keine direkte Schuld an den letzten Vorgängen, und wenn ich dachte, wie sie um ihr bischen Leben gewinselt hatte, kam es mir verächtlich vor. —

Auf ihre Fragen antwortete ich nicht, starrte sie an — und dann kehrte ich ihr den Rücken, bis sie endlich ging, weil die Schwester sie dazu veranlaßte.

Und ich bat, daß man diese Frau nie wieder zu mir lassen möchte, nie! — sie war tot für mich. —

Darin irrte ich mich. Sie war nicht tot für mich.

Denn als ich genesen war, und wieder frei über mich verfügen konnte, sah ich bald, daß mir noch übrig blieb, den letzten Kampf mit ihr zu kämpfen.

Ich war so zerschlagen, daß man alles mit mir machen konnte. An arbeiten dachte ich nicht. Ich döste vor mich hin. Ich ging spazieren, saß am Fenster, und sah zu, wie die Menschen vorüberzogen.

Ich hatte keine Taste angerührt, keine Note mehr geschrieben, und trug mich mit dem Plane auf das Land zu ziehen, und meine Hände zu nützlicheren Dingen zu gebrauchen, Dinge, bei denen der arme Kopf Ruhe hatte und die der Menschheit Gewinn brachten. —

Etwas tun, etwas vor sich bringen, was man sehen, was man mit Händen greifen konnte!

Allein ich wußte den Weg nicht; und so verging die Zeit mit Nichtstun; und der Frühling kam ins Land, mit schönen, warmen Tagen.

Reisen! — aber dazu reichten die Mittel nicht mehr, und dann, was sollte ich allein in fremden Ländern? —

Ich wohnte dem Elisabeth-Krankenhause gegenüber, wohin sie mich damals gebracht hatten, und sah, wie die Rekonvalescenten in ihrer ausgeblaßten Krankentracht am Fenster saßen und standen und hinaussahen.

Zuweilen faßte es mich, und ich ging hinüber, und suchte mir die Schwester, die mich gepflegt hatte, um mit ihr ein wenig zu plaudern oder mit dem Doktor.

Wenn Gerdt jetzt gewesen wäre! — aber der lebte in München, und Molly war unter glänzenden Bedingungen nach Wien engagiert.

Die hatten beide ihren Weg gemacht.

Ich hatte niemanden. —

Das ist denn auch an allem Schuld geworden. Man sollte wenigstens einen Freund haben, dem man sein Geheimnis anvertrauen kann, der einem raten und helfen kann, damit man nicht an den fressenden Gedanken in der eigenen Brust langsam zu Grunde geht.

Mir hatte sich ein Gedanke festgesetzt, eine wilde Sehnsucht nach Rache an dem Weibe.

Hätte sie jemand anderen geliebt, oder wenn sie sich verheiratet hätte! — Dann wäre sie für mich ausgelöscht, — aber daran war nicht zu denken.

Und doch mußte ich frei werden!

Erst wenn sie nicht mehr war. —

Solange sie am Leben war, so lange ich ihr jeden Augenblick begegnen konnte, und ihre Briefe meinen Frieden störten, war das ausgeschlossen.

Ich fühlte noch immer die Fessel. Aus meinen Gedanken konnte ich sie nicht verbannen. Sie stand mir im Wege — und ich mußte an ihr vorbei; wenn es nicht anders ging über sie hinweg.

Sie hatte Komödie gespielt mit dem Tode; mit dem Popanz des Selbstmordes hatte sie mich geschreckt, doch nun war ich entschlossen, eine Tragödie daraus zu machen. Ich hatte es satt, nur zu spielen. —

❦

Einmal, als sie krank war, hätte sie ja sterben können; aber da hatte sie gejammert, und gleich zwei Aerzte mußten kommen, um ihr kostbares Leben zu retten.

Wie eine Nachtmahr lag sie auf mir. Nur manchmal stand sie vor mir in lockender Gestalt — nicht der Werwolf, sondern das Weib, das einzige, das ich kannte.

In solchen Augenblicken reizte sie mich, und dieser Reiz wuchs und wuchs mit der Besserung, bis er sich zu einer wilden Begierde steigerte, einem begehren, das mit der Verachtung Hand in Hand ging.

Ich kämpfte mit dem Entschlusse, zu ihr zu gehen, und mein Recht zu fordern, das Recht des Mannes, der ein Weib bezahlt.

Ich mußte für sie sorgen und arbeiten; und das würde immer weiter gehen; und wenn es mir einmal besser ging, würde sie gewiß ihr entsprechendes Teil fordern, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich wurde sie nicht mehr los. Damit hielt sie mich immer an sich gekettet. —

❦

Und ich ging zu ihr.

Ich war ihr begegnet, und war so schwach, daß sie auf mich zu gekommen war und mich gestützt hatte; — ich hatte es dulden müssen.

Von da an hatten wir uns öfter getroffen.

Sie fand das ganz gut, daß jeder jetzt für sich lebte, und dachte nicht mehr daran, ihrem einsamen Leben ein Ende zu machen.

Ich aber schmiedete Rachepläne. Alle Augenblicke hatte ich andere Absichten.

Wenn ich mit ihr ins Gebirge ging, oder sie auf ein Boot bekam, um ihr erst noch den ganzen Haß ins Gesicht zu schleudern, sie mit zitternder Todesfurcht zu erfüllen und schließlich ein Ende machte? — Aber sie war ja wasserscheu.

Einmal waren wir Dampfer gefahren, am Kessel war etwas passiert, und der Dampfer trieb auf dem Strom in der Nacht. Die sinnlose Angst, die sie da erfaßte, obgleich die Ufer ganz nahe waren. Sie hatte fast einen Weinkrampf, so bangte ihr.

Und sie hatte sterben wollen! —

Nun sollte sie es. Es mußte einmal Ernst gemacht werden, sie sollte endlich den letzten Schritt tun, vor dem sie noch immer zurückgewichen war.

Aber zuvor mußte mir alles vom Herzen herunter, was mich jahrelang gequält, sonst war es nur halbe Arbeit. Langsam mußte der Tod an sie heran kriechen, sie durfte ihm nicht entweichen, mußte ihm gefesselt ins Auge sehen, daß es kein entrinnen gab. —

Mit wohligem Grausen dachte ich der mittelalter-

lichen Hexenprozesse. Da hatte man so eine auf das Streckbett gelegt, und stunden-, ja tagelang gemartert.

Alles, was über die Hexenprozesse geschrieben ist, habe ich in jener Zeit gelesen und wieder gelesen.

Wie das köstlich sein mußte. Wenn ich sie einmal so in der Gewalt hätte! —

Ich sah immer nur Blut, und Feuer und Rauch.

Wie eine Hexe! — wie eine Hexe mußte man sie behandeln. —

Auf alles ging ich jetzt ein, was sie wollte; ich ging zu ihr. Ich behandelte sie wie eine Dirne, um sie recht zu erniedrigen, und fing an, sie körperlich zu quälen.

Das ließ sie sich gefallen, bäumte sich nicht dagegen auf, fast als bereite es ihr Genuß. So mußte man mit ihnen umgehen. Den Herrn mußte man ihnen zeigen.

Dabei wartete ich nur auf den Augenblick, um meinen Plan auszuführen. Sie sollte mir nicht entgehen.

Sie hatte mir einmal vorgelogen, eine Zigeunerin habe ihr prophezeit, sie werde eines gewaltsamen Todes sterben. Die Zigeunerin sollte Recht behalten!

❦

Ich traf Gerdt, er war ein Jahr lang in München gewesen, ein Stück von ihm war dort mit großem Erfolge

aufgeführt. Jetzt sollte es nach Berlin kommen. Er war auf dem Wege, sich einen Namen zu machen. Zweimal hatte ich einen Brief von ihm, aber ich hatte nicht darauf geantwortet.

— Du bist also ganz frei, fragte er mich.

— Ganz frei, antwortete ich.

— Gott sei Dank! Mensch, wie konntest du dich nur so an dies Mädchen hängen? —

— Ja, wie konnte ich.

— Nicht wahr, das versteht man nachher garnicht.

— Ich verstehe es auch nicht mehr.

— Sie war ja ein unglückliches Geschöpf nach der Geschichte mit der Verlobung.

— Was für eine Verlobung? —

— Ja, weißt du denn nicht? — Sie war doch verlobt; die Mutter, die auch eine merkwürdige Frau sein muß, wollte es nicht zugeben, verweigerte die Zustimmung und rückte kein Geld heraus; und dann mußte der Mann fliehen, er hatte, glaube ich, mit Frankreich eine Spionagegeschichte; und da hat er seine Braut mitgenommen. Aber sie haben sie bald erwischt, als sie fast schon über die Grenze waren. Er ist nachher zu drei oder vier Jahren Zuchthaus wegen Verrats militärischer Geheimnisse verurteilt. Von all dem hast du nichts gewußt?

— Kein Wort.

— Die Alte hat sich ganz von ihr losgesagt, und da fing sie an, sich mit Musik zu beschäftigen. Eine ganze Weile hat sie sich mächtig für Hans Tondern interessiert, und er nicht minder für sie. Auch später noch, als du schon mit ihr befreundet warst, habe ich sie mit ihm gesehen. Ich kann's dir ja heute sagen; damals konnte ich es nicht, und hätte es auch nie getan. Die Geschichte mit dem Bräutigam, und daß sie mit ihm ausgerückt war, habe ich übrigens erst voriges Jahr erfahren; aber ich dachte, das wüßtest du. —

❦

Also sie war mit einem Manne geflohen. —

Das war jetzt ganz gleichgiltig, ob ich der Erste gewesen, oder nicht, ganz gleichgiltig. Mein Leben war verpfuscht. Vielleicht wäre manches anders gekommen, hätte ich das früher gewußt, nun war es zu spät.

Wenn ich sie auf einer Untreue ertappt hätte! — aber ich hatte nichts geahnt, und es war ja auch nichts erwiesen; nur weil sie mit Tondern gesehen war.

Wie sollte ich das ergründen, und was ging es mich noch an. Ich wartete ja nur den rechten Augenblick ab, um zu meinem Ziele zu gelangen. —

* * *

Bis hierher reichen meine Aufzeichnungen, an die ich mich gehalten habe, — was nun folgt, steht so farblos vor mir, als sei es gar keine Wirklichkeit, sondern ein Fiebertraum; blaß und schemenhaft zieht es an mir vorbei, und ich kann es nicht gestalten, kann es nicht so schildern, wie es sich zugetragen hat. —

Ihr Geburtstag war, und sie hatte mich gebeten, ich möchte am Nachmittage zu ihr kommen, es sei niemand da, auch die Leute bei denen sie wohnte, kamen erst spät abends zurück. Wir mußten doch ihren Geburtstag feiern.

Dabei legte sie einen so eigenartigen Ton auf das Wort feiern.

— Du mußt Wein mitbringen, hatte sie gesagt.

Das tat ich immer, wenn ich zu ihr kam.

Dann ging sie aus sich heraus; das kannte ich, wie Wein auf sie wirkte. —

Ich war also bei ihr; jede böse Absicht lag mir heute fern.

In einer Weinhandlung der Straße hatte ich eine Flasche Sekt gekauft. Mir war ein wenig heiß. Fieber im Blute, und ich schüttete rasch ein paar Glas hinunter, und nötigte auch sie zum trinken.

Da sagte sie plötzlich:

— Weil du so lieb bist, will ich dir einen Wunsch erfüllen, um den du mich oft gebeten hast. Mußt dich

aber ein Weilchen gedulden, und warten, bis ich zurückkomme. Willst du? —

Ich nickte nur, und dann verschwand sie im Nebenzimmer.

Inzwischen suchte ich herum. Eine Kommodenschieblade stand ein wenig offen. Ich wollte sie zuschieben, aber es ging nicht, und ich mußte sie erst aufziehen. Da sah ich das Kästchen stehn, in dem sie ihre Briefe aufbewahrte, das sie mir nie hatte zeigen wollen.

Der Schlüssel steckte, und ich schloß auf. Wenn sie ärgerlich wurde, mochte sie. Mir war das im Augenblicke gleich.

Obenauf lag ein offener Brief von Hans Tondern. Er gratulierte, hatte ihr offenbar ein Geschenk gesandt und fragte: weshalb sie ihn so lange nicht besucht habe? Sie solle doch bald von sich hören lassen.

Der ganze Brief mit du.

Dann griff ich in das Päckchen hinein; ein alter Brief fiel mir in die Hand; wie ich das las, zitterten mir doch die Hände. Er sandte ihr ein paar Gedichte, die er aus Briefen gemacht hatte, die sie ihm geschrieben. Eins dieser Gedichte lag dabei.

Es war der Text zu einem der Maralieder. —

Das war also auch eine Lüge. Die hatte ein anderer geschrieben, der sie ihr schenkte, weil er Verse nicht veröffentlichen mochte; und diese Sehnsuchtsschreie,

von denen ich gedacht, sie seien halb Phantasie, halb gälten sie mir, waren an einen anderen gerichtet, der aus dieser Stimmung die Gedichte geformt hatte.

Einem anderen, einem Fremden hatte sie alles gegeben, und ich hatte um die Brosamen betteln müssen. Sie hatte sich von mir lieben lassen; und ihre Gedanken waren bei einem anderen gewesen. —

Drei Jahre lang hatte ich mit ihr gelebt, und hatte sie nicht gekannt; ich wußte garnicht, wie sie wirklich war. Ich habe keinen Gedanken gekannt, den sie gehabt hat. Ein dunkles Rätsel hatte sie in meinem Leben gestanden, das ich nicht lösen konnte, bis meine Kraft an ihr zerbrach. —

Und andere Briefe lagen da; Handschriften, die ich nicht kannte. Nun knackte der Schlüssel in der Tür, und ich warf die Schublade zu. Alles in mir war in Erregung. Es flimmerte mir vor den Augen.

Da stand sie an der Tür, lächelnd mit einem so koketten und doch ein wenig verlegenen Lächeln; und dann schlug sie den Mantel aus einander und stand da, wie ich sie nie gesehen hatte. —

Eine heiße Blutwelle ging über alle meine Gedanken, von denen nichts blieb. —

Dann weiß ich erst wieder, daß sie sich fröstelnd den Schlafrock umwarf, und ich mit den Schnüren spielte, die ich ihr um die Gelenke wand, halb im lüsternen

Spiel — aber plötzlich zog ich die Schnur fester zu, und hatte ihr die Hände gebunden und die Arme verschnürt, in plötzlicher Eingebung.

Sie sträubte sich, ich solle den Unsinn lassen, und hatte wohl eine Ahnung; denn nun band ich ihr auch die Füße, erst mit einem Taschentuche, dann mit einer Gardinenschnur, die ich abriß.

Und so lag sie gefesselt auf dem Sofa.

Sie knirschte mit den Zähnen, und suchte sich zu befreien, — da band ich sie ganz fest, und ich hatte das wunderbare Gefühl: daß sie nun in meiner Macht war, daß ich zum ersten Male ihr Herr war und über sie triumphierte. Nun war ich der Herr! —

Eine Flut sinnloser Verwünschungen ergoß sich über mich, und sie fing an zu schreien. — Das durfte nicht sein; und so stopfte ich ihr den Mund mit einem Tuche, das auf dem Stuhle lag.

Was ich wollte, wußte ich nicht, nur daß ich die Briefe lesen mußte. Als ich den Kasten hervornahm, riß sie sich empor, aber sie war so fest gebunden, daß sie halb liegend auf dem Sofa bleiben mußte. —

Ich nahm die Briefe heraus, und las; das heißt, ich überflog jeden hastig, dann hielt ich ihn ihr vor, und fragte und wunderte mich, daß sie keine Antwort gab; wenn etwas kam, was mich sehr empörte, warf ich ihn ihr ins Gesicht. —

Dann war ich fertig damit, und suchte trunken weiter im Nebenzimmer, aber ich fand nichts. Die Briefe hatte ich ihr zugeschleudert, daß sie ganz davon bedeckt war.

Nun ich fertig damit war, hielt ich mit ihr Abrechnung. Alles, alles was sie mir getan hatte, hielt ich ihr vor. Das mußte sie anhören; und ich wählte die Worte nicht. Dazwischen schenkte ich mir ein, und trank und trank. . . .

Alles bekam sie zu hören: wie sie mich gequält und gemartert hatte, wie sie mich mit ihren Selbstmorddrohungen verrückt gemacht, daß ich keine ruhige Minute mehr hatte; wie sie Schuld war, daß das Glück gemordet ward, mein Glück, das mir schon so nahe gewesen war. Alles hatte sie mir vernichtet, alles.

Jetzt wollte ich mit mir selber ein Ende machen, aber sie sollte mit. Ich wollte nicht allein gehen — sie sollte nicht leben und triumphieren, sie sollte mit! . .

Sie wollte ja sterben, so oft hatte sie es gewünscht, hatte mir beständig mit ihrem Tode gedroht, nun war die Stunde gekommen: sie sollte sterben! —

Die Angst, die sinnloseste Angst war auf ihrem Gesichte zu lesen. Ich sah wie sie schreien wollte, und es nicht konnte.

Nun hatte ich sie in der Hand, und konnte ihr gleiches mit gleichem vergelten; ich wußte nur nicht, wie ich ihr am meisten wehe tun konnte. —



Ich berauschte mich an meinen Worten, meinen Flüchen, an der Vorstellung all der Marter, die ich abwechselnd für gut hielt und wieder verwarf. —

Ein Rausch war über mich gekommen, daß ich am liebsten mein Opfer wie die Wilden mit Tanz und Gesang umkreist hätte. —

Dann fiel mir plötzlich ein, daß man die Hexen verbrannte! — Hexen wurden verbrannt! — Sie war eine Hexe, die mit ihrer Zauberei mein ganzes Leben vernichtet hatte, von der Verhexung wurde ich nur durch Feuer frei; also mußte sie verbrannt werden! —

Ich taumelte hinaus, — in der Küche der Leute fand ich Holz, das brachte ich herein, und schichtete es ihr zu Füßen auf. Alles Papier suchte ich herbei, — dann schüttete ich aus einer Kanne Spiritus auf das ganze. Das war gut! . . sehr gut! . . .

Da sah ich ihr Gesicht; es brachte mich ein wenig zur Besinnung, als ich die Angst des Wahnsinns in ihren Augen las, dieses jämmerliche Flehen, der Irrsinn, der in den starren Augen lag. Da fiel mir ein, daß man oft die Hexen erst drosselte, ehe sie dem Feuer überantwortet wurden; und aus Mitleid habe ich sie dann wohl erwürgt, die schon halb tot war.

Dann nahm ich noch die Lampe, und warf sie um, indem ich das Bassin zerschlug, instinktiv, weil ich hier nicht mit ihr umkommen wollte; mein Name

sollte nicht mit dem ihren verknüpft sein. Darauf ritschte ich die Streichhölzer an und warf sie auf das getränkte Papier; — als die rote Flamme züngelnd hochschlug, und der scharfe Qualm das Zimmer erfüllte und sie umschwehlte, lief ich davon, warf die Türen hinter mir zu, und stürzte die Treppen hinunter. —

Die Zeitungsfrau schob eine Zeitung unter einer Tür durch; sie bückte sich und hat mich nicht gesehen. —

Vom Augenblicke an, wo ich sie tot wußte, war ich ruhig geworden. Ich hatte die Absicht gehabt, mit mir daheim ein Ende zu machen.

Jetzt dachte ich nicht mehr daran. —

Eine Last war von mir genommen, ich konnte wieder frei atmen. Wie erlöst von einem Banne kam ich mir vor. Nun war endlich — endlich geschehn, was kommen mußte; womit sie so oft gedroht hatte. Sie war tot und ich war frei, — frei von dem Spuk. —

Wie ich nach Haus gekommen bin, weiß ich nicht. Am andern Morgen, als ich aus bleischwerem Schlafe erwachte, fand ich mich in den Kleidern. Ich ließ mir ein Bad machen und zog mich um.

Ich wußte von nichts mehr. —

Es dämmerte mir unklar auf; aber mir war, als seien es die Nachwehen eines Rausches. Nur das köstliche Gefühl erfüllte mich, als ob die Welt rein sei! und ich mich ungehindert darin bewegen konnte. —

Als ich mich mittags ein wenig legte, tanzten vor meinen Augen Flammen und Rauch.

Ich bildete mir ein, es seien Hallucinationen, die vergehen würden. Aber ein quälender Druck im Kopfe ließ mich nicht, — und ich beschloß abzureisen, und so bin ich zu meinem Freunde in das Haus Maria geflüchtet, um zu gesunden.

Da bin ich nun. —

Ueber alles bin ich mir klar, — nur von der Schlußkatastrophe weiß ich nicht, ob sie Wirklichkeit ist, oder nur ein Wunschtraum meiner zerrütteten Nerven. —

Hier in diesem Frieden werde ich genesen, das fühle ich in köstlicher Gewißheit.

Ich habe alles begraben, — auch Aja! . .

Der Kunst will ich leben; ich will leben, leben!

Schon sehe ich freies Feld vor mir. Ich fühle die Kraft in mir, zu arbeiten. Gestern den ganzen Tag habe ich am Flügel gesessen, und einen Reichtum in mir entdeckt, der ringend nach Gestaltung schreit.

Ich denke an nichts, — an garnichts mehr, außer an das, was kommen soll in meiner Kunst.

Alles andere ist ein irrer Traum; ich aber wache, und bin wieder ein Mensch unter Menschen. —

❦

Es ging alles so gut. Ich habe nicht zurückgedacht bis heute Abend. —

Aus der Stadt habe ich mir Notenpapier mitbringen lassen, und da las ich gedankenlos das Zeitungsblatt, in das die Rolle eingewickelt war.

Ich kann mir nun nichts mehr vorlügen.

Es ist kein Traum gewesen. Das gräßliche ist Wahrheit, furchtbare Wahrheit! —

Vor dem Spiegel habe ich gestanden und mich gefragt, ob es möglich sein kann, ob so ein Mörder aussieht. —

Sie haben einen anderen im Verdacht. Alle Welt ist von seiner Schuld überzeugt. Er ist rettungslos verloren, wenn ich schweige. Soll ich das tun? —

Ich hatte ein Richteramt. Das habe ich erfüllt; — eine Schlange, die mich umzischte, habe ich zertreten, das war mein Recht, — aber einen Unschuldigen kann und mag ich nicht verderben.

Laßt den Mann frei; er hat nichts damit zu schaffen!

Ich bin es gewesen, ich! . .

Weshalb ist dieser Unglückliche mir in den Weg gekommen? —

Ich wollte weiter leben; ich hätte es gekonnt.

Wie viele leben nicht weiter, die einen Mitmenschen auf dem Gewissen haben. Jeder Baumeister, jeder Fabrikbesitzer und Techniker, jeder Erfinder. —

Jeder Fortschritt heischt seine Blutopfer! . . .

Und meine Kunst, die doch auch neues bringt, die eine Quelle des Trostes und der Erhebung zur Schönheit für Tausende und Millionen ist, sie sollte zurück stehen? — Ihr sollte verwehrt sein, was jeder brutalen, mechanischen Neuerung gewährt wird? —

Allein ich bin nicht stark genug für all das gewesen, was mir in den Weg trat. Die Frau hatte sich vor meine Kunst gestellt. — Ich wollte sie der Kunst opfern; ich habe es falsch gemacht. Nun zieht die Tote mich mit sich hinab. Sie läßt mich nicht los; über den Tod hinaus giebt sie mich nicht frei. —

Ein trügerisches Licht hat mich in die Irre gelockt; und ich bin an meinem Leben vorbeigegangen.

Ich bin in der Irre, und es giebt für mich nur einen Ausgang: jenes dunkle Tor, durch das wir alle einmal schreiten müssen. — Nichts bleibt mir, als den Weg zu gehen, mit dem mir jene so oft gedroht hat.

Ein Unschuldiger soll für mich nicht büßen. —

Wenn ich mich euch Richtern stellte — würdet ihr mir glauben, daß ich nicht weiß, was ich getan?

Ihr würdet es; aber ihr würdet mich nun so schrecklicher einschließen vor der Welt, in eines jener stillen Häuser, da der Geist stirbt. —

Ich habe gelitten wie nie ein Mensch; und keine Strafe könntet ihr ersinnen, grausamer als was ich erduldet. Ich habe meine Schuld im voraus gebüßt. —

So will ich denn den letzten Schritt tun, und mit fester Hand an das Tor pochen, an dessen Schwelle mir jene so oft die Komödie des Selbstmords vorgeheuchelt hat, bis ich sie endlich, der eklen Farce überdrüssig, hinabgestoßen habe in den Tod, den sie sich immer gewünscht — vor dem sie sich aber so gefürchtet hat. —

Ich fürchte mich nicht vor dem letzten Schritt!

So ruhig war ich noch nie, als da ich mir mit eigener Hand den Eingang öffnen will zu jenem unbekannten Land . . .



Berlin-Sch. November/Dezember 1902.

Auszüge aus Besprechungen

Die rote Laterne:

Liest man die erste der Novellen, Die rote Laterne, so wird man in einer Hinsicht angenehm enttäuscht, denn die Wahl des Stoffes ist nicht die alte, es ist vielmehr ein neues und ganz anderes Gebiet betreten, als dasjenige, auf dem der Verfasser sich mit Vorliebe bewegte. Er erzählt uns eine prächtige kleine Seegeschichte, und die Gestalten sind so trefflich charakterisiert, daß wir vermeinen, sie hätten Leben und bewegten sich vor uns. Hamburger Nachrichten.

Der Vorzug Tovotes aber, eine gewissenhafte Beobachtung, ein Aufspüren kleiner, scheinbar unwesentlicher Momente, die doch in richtiger Beleuchtung zur Charakterisierung der Personen wie der Situationen ein wesentliches beitragen, dieser Vorzug ist dem neuen Buche treu geblieben. —

Die große Mehrheit der zwölf Geschichten bleibt dem Stoffbereich des Erotischen treu, nicht ohne ein paar neue, pikante Nuancen zutage zu fördern. So gehört z. B. gleich die zweite Geschichte „Verschlafen" über deren Schlußpointe sogar ein Schimmer diabolischen Humors gleitet, zu den Novellen, die Giovanni Boccaccio nicht viel anders erzählen würde. —

Am poetischsten ist das Stimmungsbildchen, mit dem der Erzähler, der in der Anordnung des Ganzen eine sehr glückliche Hand zeigt, das Buch ausklingen läßt: Fata Morgana, die Erinnerung an ein kurzes, sündiges Glück.

Die persönlichste Note aber zeigt, die glänzend erzählte Alltagsgeschichte von dem gutmütigen Assessor, der das kleine Mädchen aus dem Wasser „rettet". Hier ist mit großem Geschick ohne Sentimentalität oder tendenziöse Stimmungsmache das Schicksal eines Großstadttypus geschildert. Litt. Echo.

Zwölf kleine Stimmungsbilder von geschickter Hand auf den Effekt hin entworfen. Der Leser hat den Eindruck: Der kann etwas! — Sehr erschütternd ist der Tod und der Buckelige, sehr geistvoll, wenn auch pessimistisch die Rettungsmedaille. Kreuz-Zeitung.

Frau Agna:

In lebensvoller, fesselnder, förmlich dramatisch sich steigernder Weise werden im Roman die Tatsachen entrollt, die eine Familie in Angst und Qual versetzen, und die Frau Agnas Schuld für sie nach sich ziehen. — All diese Gestalten treten plastisch, lebensgetreu und klar gezeichnet hervor. Neben der Haupthandlung läuft eine Nebenhandlung, die zunächst episodisch losgelöst erscheint, bei näherem Zusehen jedoch von Tovote aus einem sehr feinsinnigen Gefühl heraus eingefügt ist. — Dresdener Anzeiger.

Eine schmerzlich bange Sehnsucht nach Erlösung aus einer Welt des äußeren Scheins, der konventionellen Phrase, in eine Welt wahrer menschlicher Gefühle, Leidenschaften, Freuden und Schmerzen durchzittert Frau Agna, durchzittert den neuen Roman von Tovote. Radikaler Pessimismus erfaßt Tovote beim betrachten einer Gesellschaft, deren einziges Ziel und Streben es ist, den Schein zu wahren, den Skandal zu vermeiden.

Das neue Buch von Heinz Tovote hat das Verdienst, einen Fortschritt auf einem Wege zu bedeuten, der die Dichtung zu einem erreichbaren Ziele führen kann — weil es seinen Inhalt aus dem wirklichen Leben der Gegenwart schöpft und einen Ausschnitt aus diesem Leben giebt. — Kritische Korrespondenz.

Gegenüber der nervösen Subjektivität, der posierenden Dekadence der jugendlichen Periode Tovotes berührt sein Roman Frau Agna wohltuend als das Erzeugnis eines gesundeten, zu männlichem Ernste gereiften Geistes; der mit über dem Stoffe stehender ruhiger Objektivität die Sicherheit einer geschulten Erzählerkunst vereint.

Schlesische Zeitung.

Die Fabel des Romans streift zwar leise das Gebiet der Erotik, aber was an illegitimer Liebe gesündigt wurde, liegt vor den Ereignissen, die im Roman erzählt werden, es bildet das Fundament der Erzählung. Aus jeder Zeile spricht ein vornehmes Erzählertalent, und vor allem leuchten die Augen eines realistischen Dichters, der die Welt zu sehen versteht, überall hervor. Zu der ergreifendsten Wirklichkeitsmalerei moderner Erzählungskunst gehört das kleine Kapitel, in welchem die Ueberführung der Leiche des Bildhauers nach dem Leichenschauhause geschildert wird. Nicht minder farbenfrisch ist die Szene im Tanzlokal, in welchem das verworfene Mädchen, das den Künstler in den Tod getrieben, die Kunde von seinem Selbstmord vernimmt. Der echte Dichter aber zeigt sich an einer, vielleicht an vielen Lesern eindruckslos vorübergehenden Stelle. Die Gerichtsverhandlung gegen den Bildhauer. Berliner Lokalanzeiger.

Die Leichenmarie:

Wir erinnern uns noch seiner ersten Novellen, die in der Technik so überraschend gut waren, und die in vielem an Leistikows Grunewald-Bilder erinnerten: treue Schilderungen einer ungesuchten, einfachen Landschaft mit großen, scharfen Linien und Lichtkontrasten, aus der wirkliche unmittelbare Stimmung spricht. —

In „Dübelsmoor", einer Förster- und Dackelgeschichte, steckt viel dramatische Kraft und fortreißend grausiges, und die „Alte Liebe" gehört zu den besten Novellen, die Heinz Tovote geschrieben hat.

Münchener Neueste Nachrichten.

Es ist noch dieselbe Meisterschaft des Wortes, dieselbe Feinheit der Charakterisierung, dieselbe warme Poesie, derselbe bestechende Charme, mit einem Worte der alte Glanz seiner Kunst. — Züricher Post.

Zeichnet sich die Novelle „Dübelsmoor" durch glückliche Charakterisierung und ergiebige Kenntnis der Volkspsyche aus, so erfreut „der Salzsee" mit dem brillant durchgeführten Triumph köstlicher Bauernpfiffigkeit, dem eine passende Verwendung des niederdeutschen Dialektes zu erheblichem Reize verhilft. Leipziger Zeitung.

Die neuen Novellen Tovotes sind so fesselnd in Form und Inhalt, so treffsicher in ihrer technischen Arbeit, daß man sie wirklich schätzen und lieb gewinnen kann.

Der Titel, etwas sensationell aber durchaus sinngemäß gewählt, deutet zuverlässig die ganze Luft an, in der diese kleinen Erzählungen leben. Wie knapp und stimmungsvoll ist diese Skizze „Mitternachts" wie ulkig liest sich die Geschichte „Die Leiche"! Sämtliche Novellen und Novelletten regen zum nachdenken an. Die Zeit, Berlin.

In dem sehr fein angelegten Geschichtchen „Der Erste" schlummern gewinnende lyrische Züge.

Die grellen Gegensätze reizen den Erzähler, und in der grausamen Satire vom „Großen Los", das dem um drei elender Goldstücke zum Mörder gewordenen, kurz vor seiner Hinrichtung in den Schoß gefallen, hat Tovote im knappen Rahmen künstlerische Wirkung erzielt. Die besten Stücke des Buches sind zweifellos die ulkische Geschichte von schlauen Bauer, der seinen Tümpel als „Salzsee" verkauft, und die diskret getönte Schlußnovelle „Alte Liebe", die schlicht und ungekünstelt, ein altes rührendes Motiv des ewig irrenden armen Menschenherzens anklingen läßt. Die Post.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



